

**Deutscher
Reporterpreis
2013**

**Die 7 nominierten Texte in
der Kategorie
„Bester freier Reporter“**

	Seite
1) Bartsch, Bernhard, Die Macht der alten Männer (0589)	03
2) Betzholz, Dennis, Das Märchen vom guten Spiel (0558)	14
3) Feix, Thomas, Lenken statt denken (0131)	25
4) Jeska, Andrea, Der Mann, der die Wüste aufhielt (0018)	31
5) Keller, Martina, Herz auf Bestellung (0734)	46
6) Schulz, Roland, Zwei gegen π (1001)	61
7) Stormer, Carsten, Mein Kumpel, der Islamist (0002)	68

Die Macht der alten Männer

Die Gründer der Geschichtszeitschrift "Yanhuang Chunqiu" dienten ein Arbeitsleben lang der Kommunistischen Partei. Heute verlegen sie Chinas kritischstes Magazin. Sie wollen endlich die Wahrheit schreiben.

Von Bernhard Bartsch, brand eins, 03/2013

An einem heißen Augusttag trifft sich im Bankettsaal eines drittklassigen Peking Hotels eine Gesellschaft munterer Senioren. Viele kommen am Stock oder am Arm ihrer Kinder. Einige werden im Rollstuhl an ihre Plätze an den großen runden Tischen geschoben. Die Wiedersehensfreude ist groß. Männer klopfen sich auf die Schultern, Frauen halten einander an den Händen. Manche reden einander mit "Genosse" an oder mit Titeln wie "Abteilungsleiter", "Direktor", "Minister". Andere nennen sich vertraulich "Alter Wang" oder "Alte Liu". Man plaudert über Bekannte, Kinder und Enkel. Die Kellnerinnen servieren Tee und Trinkjoghurt. Sie haben keine Ahnung, welche gefährlichen Leute sie da bewirten.

Einige Gäste werden mit besonderem Hallo begrüßt. Etwa ein rüstiger 94-Jähriger mit wildem weißem Haar, den alle Anwesenden sofort als Li Rui erkennen, Mao Zedongs einstigen Privatsekretär. Oder die mit 81 Jahren noch immer elegante Zi Zhongyun, die dem "Großen Vorsitzenden" als persönliche Englisch-Dolmetscherin diente. Der Star der Veranstaltung ist jedoch Du Daozheng, ein schmaler 88-Jähriger in legerer Freizeitkleidung, der mit einem geflochtenen Fächer gegen die Hitze anwedelt. Du war in den Achtzigerjahren Chinas oberster Zensor und damit der wichtigste Verteidiger der Parteilinie. Doch seitdem er im Ruhestand ist, macht er seinen Nachfolgern das Leben schwer. Zusammen mit anderen Altkadern gründete er das Geschichtsmagazin "Yanhuang Chunqiu" mit dem Ziel, endlich die Wahrheit zu verbreiten und mit den Propaganda-Mythen der Kommunistischen Partei (KP)

aufzuräumen. An diesem Tag im August 2011 feiern Du und seine Mitstreiter das 20-jährige Bestehen von "Yanhuang Chunqiu".

Nachdem Du gut hundert Hände geschüttelt hat, lässt er sich von seiner Tochter auf die Bühne führen. "Die Zentralregierung hat elfmal versucht, uns zu verbieten", begrüßt er die Anwesenden. "Aber wir sind immer noch da!" Der Saal applaudiert. "Natürlich respektieren wir die Partei", fährt Du unter Gelächter fort, aber dann wird er ernst: Ist Chinas KP noch immer die Partei, in die sie alle als junge Männer und Frauen eingetreten sind, um China nach einem Jahrhundert von Krieg und Chaos wieder auf den rechten Weg zu führen? Ist die heutige Volksrepublik, in der Korruption und große Ungleichheit herrschen, wirklich das Land, das sie aufbauen wollten? Keine Frage: China ist heute wohlhabender als je zuvor – aber kann der Fortschritt von Dauer sein, wenn das politische System mit der wirtschaftlichen Entwicklung nicht Schritt hält?

"Ein Staat, der mit Parteibefehlen kommandiert wird, ist altmodisch und obsolet", sagt Du. "Chinas Bürger wollen in einem Land leben, in dem Gesetz und Verfassung gelten." Dann bittet er den ältesten Anwesenden, den 104-jährigen Sprachwissenschaftler Zhou Youguang, der in den Fünfzigerjahren die bis heute gebräuchliche Umschrift Pinyin – die Darstellung chinesischer Zeichen in lateinischen Buchstaben – entwarf, um einen Trinkspruch. "Lang lebe der Geist von "Yanhuang Chunqiu"", ruft Zhou in das ihm hingehaltene Mikrofon. "Er lebe 10.000 Jahre, 10.000 Jahre, 10.000 mal 10.000 Jahre!" Lautes Gelächter. Mit derselben Formel ließen sich einst der Kaiser und später Mao Zedong huldigen.

An einem Tisch am Rand des Saales prosteten sich auch einige jüngere chinesische Journalisten zu. "Auf die Alten!", ruft der Redakteur einer bekannten Wochenzeitung. Wie viele Journalisten, die unter der staatlichen Zensur leiden, wartet er jeden Monat gespannt auf das nüchtern aufgemachte, fast bildlose Magazin der alten Kader. "'Yanhuang Chunqiu' hat mehr Spielraum als wir", erklärt er. "Wenn die Alten ein sensibles Thema aufgreifen, können auch wir es wagen." Dass es in China nicht mehr tabu ist, über dunkle Kapitel der Volksrepublik wie die Hungersnot der Mao-Zeit und die Gräueltaten der Kulturrevolution zu schreiben, dass parteiinterne Richtungskämpfe, vermeintliche Helden und Schurken heute neu bewertet werden

können, dass Historiker und Intellektuelle die Glorifizierungen und die Feindbilder der offiziellen Geschichtsschreibung zunehmend hinterfragen dürfen – all dies sind zu einem großen Teil Verdienste von "Yanhuang Chunqiu". Obwohl die Auflage von rund 150.000 Exemplaren für chinesische Verhältnisse nicht besonders groß ist, wird die Zeitschrift von den Eliten aufmerksam gelesen und ist eines der einflussreichsten, kritischsten – und aus Sicht der Partei gefährlichsten – Medien des Landes.

Zurückschauen, um voranzukommen

Die Redaktion von "Yanhuang Chunqiu" liegt im Hinterhaus eines altentümlichen Pekinger Bürogebäudes. Der schmale Flur ist schlecht beleuchtet. In einer Ecke lehnt der Wischmopp, den die Putzfrau einmal täglich lustlos durch die Büros zieht. Ein gutes Dutzend Angestellte arbeitet hier an abgewetzten Schreibtischen und klapprigen Computern. Sie kümmern sich vor allem um die Heftproduktion und den Vertrieb. Die Autoren schreiben überwiegend zu Hause.

"Wir sind hier so etwas wie die Pioniertruppe der chinesischen Medien", sagt der Chefredakteur Wu Si. Der Mittfünfziger ist der Mann, der hier für die Alten die Geschäfte führt. In seiner Jugend während der Kulturrevolution war er ein glühender Maoist, heute ist er ein kühler Denker mit der Aura eines asketischen Intellektuellen. Der Historiker hat Bücher über die verborgenen Regeln des kaiserlichen Machtapparats und die wirtschaftlichen Anreize in unterschiedlichen politischen Systemen geschrieben. China-Experten und Diplomaten schätzen seine rasiermesserscharfen Analysen, ausländische Staatsgäste suchen seinen Rat. Auch Bundeskanzlerin Angela Merkel hat sich bei Besuchen in Peking schon mehrfach mit Wu in einen abhörsicheren Raum der deutschen Botschaft zurückgezogen. Vieles von dem, was er in privater Runde sagt, ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, denn obwohl er aus seiner Kritik an der Partei und seiner Forderung nach mehr Demokratie keinen Hehl macht, will Wu nicht auf Konfrontationskurs zu den Herrschenden gehen, sondern Freiräume nutzen und schrittweise erweitern.

"Geschichte", sagt er, "ist in China ein Politikum, und wer sich damit beschäftigt, bewegt sich auf gefährlichem Terrain." Schließlich geht es um nichts Geringeres als die Legitimation der KP. Seitdem die Partei nach Maos Tod aufhörte,

ihre Daseinsberechtigung von Marx und Engels abzuleiten, hat sie den Nationalismus zu ihrer Leitideologie erhoben und die Historiker in den Dienst ihres Machterhalts gestellt.

Was chinesische Schüler heute über die Geschichte ihres Landes lernen, ist in etwa Folgendes: China war über Jahrtausende ein friedliebendes, in sich ruhendes Reich, das seine Rolle in der Welt nicht auf militärische Macht gründete, sondern auf Erfindergeist, Handel und Kultur. Erst die westlichen Kolonialmächte brachten China von seinem Weg ab und machten das chinesische Volk zum Opfer von Fremdherrschaft und Demütigung. Hundert Jahre lang sahen die Chinesen dem Zerfall ihres Reiches hilflos zu – bis es sich Mitte des 20. Jahrhunderts unter der Führung der Kommunistischen Partei erhob und seinen rechtmäßigen Platz in der Welt zurückzuerobern begann, allen westlichen Unterdrückungsversuchen zum Trotz.

Es ist ein eingängiger Plot, ein klassischer Kampf von Gut gegen Böse, der sich bestens im Kino oder Fernsehen erzählen lässt (nicht zufällig gehören Historiendramen zum wichtigsten Genre der chinesischen Staatsmedien). Doch das offizielle Geschichtsbild enthält höchstens die halbe Wahrheit. Die andere Hälfte wird ausgeblendet oder manipuliert, um die große Linie, die vom legendären Gelbkaiser direkt zur KP zu führen scheint, nicht zu zerstören. "Unser Ziel", sagt Wu, "ist es, die Lücken im chinesischen Geschichtsbild zu schließen."

Dass "Yanhuang Chunqiu" das überhaupt wagen kann, verdankt die Zeitschrift den parteiinternen Machtstrukturen. "Unsere alten Herren waren hohe Kader, und es gehört zum chinesischen System, dass sie auch im Ruhestand noch großen Respekt bekommen", erklärt Wu. Weil der Gründer Du Daozheng einst Chinas oberster Zensor war, sind viele der heutigen Pressewächter seine ehemaligen Mitarbeiter, und denen ist es unangenehm, ihren früheren Chef zu maßregeln. Darüber hinaus gehören zum Beraterkreis des Magazins vier Ex-Mitglieder des Zentralkomitees, dem rund 200-köpfigen Führungsgremium der Partei, darunter Maos ehemaliger Sekretär Li Rui. Entscheidungen über das Magazin muss die Partei also in ihren höchsten Zirkeln treffen, und da Chinas Spitzenkader den Konflikt mit den Parteiälteren scheuen, greifen sie nur ein, wenn die ungeschriebenen Regeln der Zensur allzu offensichtlich verletzt werden. "Die Grenzen des Erlaubten sind nicht schwarz auf weiß festgelegt",

sagt Wu. So gibt es bei aktuellen Ereignissen zwar oft konkrete Anweisungen zur Berichterstattung von den Propagandabehörden. Doch bei historischen Themen – nach der Definition von "Yanhuang Chunqiu" alles, was mehr als zehn Jahre zurückliegt – gilt das nicht. Herauszufinden, wie viel Wahrheit die Partei erträgt, ist deshalb eine Sache des politischen Instinkts, und die Redakteure versuchen, diese Grenze allmählich zu verschieben. "Wenn wir die rote Linie um drei Zentimeter überschreiten, werden wir zwar zurückgedrängt, aber einen Zentimeter können wir vielleicht halten", sagt Wu. "Diesen Zentimeter können dann auch andere Medien nutzen, und nach einiger Zeit versuchen wir, den nächsten Zentimeter zu erobern."

Ein Trick mit Tradition

Der Mann im Zentrum dieses Machtspiels lebt in der Pekinger Weststadt in einer von Mauern und Militärpolizei abgeriegelten Wohnanlage für ranghohe Kader. Die Rasenflächen und Büsche sind makellos gepflegt. Vor den Apartmentblocks parken Autos, die Wohlstand signalisieren. Von der nahen Kaserne schallt Exerziergeschrei herüber.

Du Daozhengs Wohnung ist hell und großzügig. In den Regalen stehen Bücher und Erinnerungsstücke: die Urkunde zur Aufnahme von "Yanhuang Chunqiu" in die Sammlung der Library of Congress, eine Büste des Dichters Lu Xun, eine ausgestopfte Riesenschildkröte. Der Zimmerbambus ist mit roten Schleifchen verziert. Eine Decke schützt den großen Flachbildfernseher vor Staub. Darüber hängen Bilder: Dus verstorbene Frau, seine Kinder und Enkel, Freunde und mittendrin, als wäre nichts dabei, ein besonderer Mann. "Zhao Ziyang war für uns alle eine Schlüsselfigur", beginnt Du zu erzählen. "Wäre er nicht gestürzt, sähe China heute wohl völlig anders aus."

Anfang der Achtzigerjahre ist Zhao der prägende Regierungschef der Reform-Ära, und als er 1987 zum Generalsekretär der Partei aufsteigt, unternimmt er den kühnen Versuch, nach der Marktwirtschaft auch mit Demokratie zu experimentieren. Er umgibt sich mit Kadern, die erfahren sind, aber auch bereit, neue Wege zu gehen. Du Daozheng, ein Karrierebeamter aus dem staatlichen Medienapparat, ist einer von ihnen. Unter Zhao wird er Chef der "Generalverwaltung für Presse und Publikation",

der Zensurbehörde. Noch heute sprechen chinesische Intellektuelle von jener Zeit als der liberalsten Periode der Volksrepublik. Für einige Jahre sieht es so aus, als könnte die Partei ihren Machtanspruch hinter das Wohl des Landes zurückstellen.

Doch im Frühsommer 1989 beginnen Studenten auf dem Platz des Himmlischen Friedens zu demonstrieren und eine Beschleunigung der Reformen zu fordern. Die Führung, die wohl noch traumatisiert ist vom Chaos der Kulturrevolution, befiehlt der Armee, den Platz zu räumen. In der Nacht zum 4. Juni sterben Hunderte Menschen. Zhao, der vehement gegen den Militäreinsatz opponiert hatte, wird unter Hausarrest gestellt. Viele seiner Anhänger verlieren ihre Positionen, darunter auch Du. Dessen Nachfolger befiehlt den Medien, Zhao erst zu kritisieren und dann, ebenso wie das Massaker, nicht mehr zu erwähnen. Der Pekinger Frühling und sein tragisches Ende sollen aus der kollektiven Erinnerung gelöscht werden.

"Viele Intellektuelle und Parteiveteranen waren schockiert", fährt Du fort. "China drohte in die Zeit von Maos Klassenkampf zurückzufallen." In den Clubhäusern für pensionierte Kader stecken die Zhao-Sympathisanten die Köpfe zusammen, und allmählich entsteht der Plan, den Hardlinern nicht das Feld zu überlassen. Der Geist der Ära Zhao soll in einem Magazin fortleben. Du wird von den Genossen zum Chefredakteur gewählt. "Wir wollten etwas für die Partei, das Land und das Volk tun – etwas, das einen Unterschied macht." Da sie das aktuelle politische Geschehen nicht direkt kommentieren können, wählen sie den Umweg über die Vergangenheit. Ein Trick mit Tradition: Im geschichtsbewussten China bedienen sich Intellektuelle seit je historischer Anekdoten, um die Gegenwart zu spiegeln.

Natürlich wissen die Gründer, dass sie vorsichtig sein müssen. Aber sie wollen noch einmal kämpfen, und was könnte die Partei ihnen schon antun, das schlimmer wäre als vieles, was sie in den dunklen Mao-Jahrzehnten erlebt haben? "Wir haben keine Angst mehr", sagt Du. Zwar versuchen die Hardliner immer wieder, die Zeitschrift zu schließen, doch den Alten gelingt es stets, ihren Kopf im letzten Moment aus der Schlinge zu ziehen. "Außer Frauen und Geld anbieten oder auf die Knie fallen, habe ich wohl schon alles getan, um das Überleben von "Yanhuang Chunqiu" zu sichern", erzählt Du. "Zum Glück gibt es auch in der heutigen Führung Kräfte, die ein Interesse an der Wahrheit haben."

Heimliche Recherchen

Eines der düsteren Kapitel, das die Publizisten aus der Tabuzone holen, beginnt im August 1958 im ostchinesischen Badeort Beidaihe, wohin sich die Parteispitze zur Sommerklausur zurückgezogen hat. Im darauffolgenden Jahr soll die Volksrepublik ihr zehnjähriges Bestehen feiern, doch das Land ist noch immer arm und rückständig, und auch das einst innige Verhältnis zur Sowjetunion hat sich abgekühlt. Mao plant deshalb eine Modernisierungskampagne, die China innerhalb kürzester Zeit an die Weltspitze katapultieren soll. In Beidaihe fällt die Entscheidung, dass die Bauern künftig nicht nur ihre Felder bewirtschaften, sondern zum Beispiel auch Stahl kochen sollen. Jede Kommune bekommt ehrgeizige Produktionsziele, die sie zu erfüllen hat.

Doch Maos "Großer Sprung nach vorn" erweist sich als Desaster. Um die Stahlquoten zu erfüllen, müssen die Bauern ihre Töpfe und Werkzeuge einschmelzen. Die landwirtschaftlichen Erträge gehen dramatisch zurück. Innerhalb weniger Monate steckt China in einer tiefen Hungersnot. Die Verzweiflung ist so groß, dass es in einigen Regionen zu Kannibalismus kommt. In manchen Dörfern stirbt fast die gesamte Bevölkerung. In der Provinz Hubei jagt ein verhungender Vater seinen Sohn weg, damit der sich nicht für ihn die winzigen Reisrationen aus der Schule vom Munde abspart.

53 Jahre später sitzt dieser Sohn in seinem schmucklosen Büro und redigiert die Texte für die nächste Ausgabe. Yang Jisheng, ein jovialer 72-Jähriger mit Bauchansatz, gehört zu den Star-Autoren des Magazins und ist einer der wenigen fest angestellten Redakteure. Er streut Teeblätter in Pappbecher und gießt aus einer alten Thermoskanne heißes Wasser auf. "Für den Tod meines Vaters habe ich mir damals selbst die Schuld gegeben", sagt Yang. In den Medien waren seinerzeit nur wirtschaftliche Erfolgsmeldungen zu lesen, von Hunger kein Wort. "Erst Jahrzehnte später habe ich herausgefunden, was für eine Tragödie sich damals im ganzen Land abgespielt hat."

Yang tritt 1964 in die Partei ein, aus Idealismus oder aus Naivität, wie er es heute nennt. Er wird Reporter bei der offiziellen Nachrichtenagentur Xinhua und lernt, dass es in China zwei Wahrheiten gibt. Wenn er zur Recherche durch die Provinzen reist, schreibt er stets einen Artikel für die Öffentlichkeit und einen für den internen Parteigebrauch. Das Volk bekommt geschönte Geschichten, aber die Führung will wissen, was im Land wirklich los ist. Anfangs nimmt Yang an dieser Schizophrenie keinen Anstoß, aber mit den Jahren erscheint ihm seine Arbeit zunehmend zweifelhaft, und mit dem Tiananmen-Massaker verliert er endgültig das Vertrauen ins System. Trotzdem hält er die Fassade aufrecht und nutzt seinen Status als hochgestellter Xinhua-Mitarbeiter, um Zugang zu Provinzarchiven zu bekommen und dort die unter Verschluss gehaltenen Akten über den "Großen Sprung" zu studieren. "Die Kader haben sich damals zwar oft nicht getraut, das Ausmaß der Katastrophe nach oben zu melden, aber auf den unteren Ebenen wurde enorm viel protokolliert", erzählt Yang. Heimlich und beharrlich trägt er seine Materialien zusammen, mehr als 3600 Aktenordner voll, und versteckt sie an mehreren Orten.

2008 geht er mit seinen Erkenntnissen an die Öffentlichkeit. In der Oktoberausgabe von "Yanhuang Chunqiu" schreibt er unter der Überschrift "Trauerfeier zum 50. Jahrestag des Großen Sprungs nach vorn" über die Not im Landkreis Tongwei in der Provinz Gansu. Mehr als eine Mikrostudie kann die Zeitschrift nicht bringen, doch die Leser ahnen, dass Yang kein isoliertes Phänomen beschreibt. Tongwei steht pars pro toto für weite Teile Chinas. Sieben Monate später legt Yang mit einem zweiten Artikel nach, in dem er schildert, wie die Regierung volle Getreidelager vom Militär bewachen ließ, während rundherum Menschen starben. Mao brauchte die Vorräte, um Lieferungen für die Industrie aus der Sowjetunion zu bezahlen. Yang entkräftet auch die einzige Erklärung, die die Partei den Hungernden damals gab: Naturkatastrophen. "Die Aufzeichnungen aus der Zeit zeigen, dass die Wetterbedingungen völlig normal waren. Das Desaster war menschengemacht."

Menschengemacht heißt parteigemacht. Aber auch mehr als ein halbes Jahrhundert später ist die Partei noch nicht bereit, die Archive der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu groß sei die Gefahr, dass der Nachruhm des Großen Vorsitzenden, dessen Bild bis heute über dem Tiananmen-Platz hängt, irreparablen

Schaden nimmt und die von Mao geprägte Parteimaxime "Dem Volke dienen" nur noch wie hohler Spott klingt. "Die Partei will unfehlbar sein, aber warum sollte das Volk ihr noch vertrauen, wenn es wüsste, wie es seit Jahrzehnten belogen wird?", fragt Yang. Seit seinen Artikeln wagen sich auch andere Medien vorsichtig an das Thema heran, doch ausführliche Informationen gibt es nur außerhalb der Volksrepublik. 2008 veröffentlicht Yang in Hongkong ein 1100 Seiten starkes Buch über seine Großen-Sprung-Recherchen. Er nennt es "Grabstein" und widmet es seinem Vater. Die Zahl der Todesopfer schätzt er darin auf 36 Millionen.

Die geheimen Kassetten von Zhao Ziyang

Tatsächlich ist "Yanhuang Chunqiu" für die alten Genossen nur eine Möglichkeit, das Geschichtsbild ihrer Landsleute zurechtzurücken. Was sie dort nicht drucken können, veröffentlichen sie anderswo, wohl wissend, dass Brisantes von dort den Weg zu den chinesischen Lesern findet. Ein Hauptumschlagplatz für verbotene Wahrheiten sind die Buchläden im Flughafen von Hongkong. Die ehemalige britische Kronkolonie gehört zwar seit 1997 zu China, genießt aber bis heute Freiheiten, die in der Volksrepublik undenkbar sind, und viele chinesische Reisende nutzen sie. Die in China verbotenen Bücher sind am Airport prominent platziert und in großer Zahl vorhanden. Zu den Bestsellern zählen neben Yang Jishengs "Grabstein" auch kritische Biografien über Spitzenkader und Erinnerungen an die Kulturrevolution oder das Tiananmen-Massaker. Doch kein Titel verkauft sich besser als der mit dem Schwarz-Weiß-Bild eines älteren Herrn mit einer mächtigen Hornbrille hinter einem Mikrofon auf dem Cover. Die Partei wollte ihn für immer zum Schweigen bringen, doch 2009, vier Jahre nach seinem Tod, meldete er sich noch einmal zu Wort: Zhao Ziyang.

Pünktlich zum 20. Jahrestag des Tiananmen-Massakers veröffentlichte der Hongkonger Verlag New Century Press die Memoiren des geschassten Parteichefs. Darin beschreibt Zhao detailliert, wie die Partei-Elite hinter seinem Rücken den Militäreinsatz vorbereitete. "Das Hauptproblem bei der ganzen Angelegenheit war Deng Xiaoping", urteilt Zhao. Der Parteipatriarch sei ein Diktator ohne Skrupel gewesen. "Wenn er von Stabilität sprach, sprach er automatisch auch von diktatorischen Mitteln." Zhao selbst sei dagegen überzeugt, dass China als parlamentarische Demokratie nach westlichem Vorbild besser regiert werden könne.

Zhaos posthume Abrechnung mit dem für die Partei unantastbaren Reformvater Deng Xiaoping ist das Resultat einer jahrelangen Geheimaktion, bei der einmal mehr Du Daozheng zu den Strippenziehern gehörte. Du war einer von wenigen Vertrauten, die Zhao gelegentlich in seinem zum Gefängnis umfunktionierten Pekinger Hofhaus besuchen durften. "Wir haben ihm gesagt, dass er seine Sicht der Dinge auf jeden Fall festhalten muss", berichtet Du. Weil Zhaos Niederschriften kontrolliert wurden, entschied man sich für Tonbandaufnahmen. Zhao überspielte Kinderliederkassetten seiner Enkel und versteckte die Bänder bei den Spielsachen. Nach Zhaos Tod schmuggelten Du und andere die Kassetten nach Hongkong, wo sie einen vertrauenswürdigen Verleger hatten: Bao Pu, der Gründer von New Century Press, ist der Sohn von Zhaos einstigem Reformstrategen Bao Tong. Nach Angaben des Verlages wurden von dem Buch allein am Hongkonger Flughafen mehrere Hunderttausend Exemplare verkauft, ein sicheres Indiz dafür, dass die Leser aus der Volksrepublik kommen. Außerdem kursieren auf chinesischen Websites Raubkopien.

"Unser Ziel war es immer, Zhao Ziyang zu rehabilitieren", sagt Du in seiner Pekinger Wohnung. Er bezweifelt allerdings, dass er diesen Tag noch erleben wird. Doch immerhin ist es "Yanhuang Chunqiu" gelungen, die Tabuisierung des Namens zu beenden. 2008 traut sich das Magazin erstmals, einen Text über die Jugend des ehemaligen Parteichefs zu drucken, inzwischen sind mehrere Artikel erschienen. Das Studentenmassaker wird darin zwar mit keinem Wort erwähnt, doch die Erinnerungen ehemaliger Mitarbeiter machen deutlich, dass es Zhao mit der Parole "Dem Volke dienen" ernst gewesen war.

Dabei geht es Du nicht nur um die Aufarbeitung der Vergangenheit, sondern vor allem um die Zukunft. "Die Kommunistische Partei will uns glauben machen, dass ihr Weg der einzig mögliche sei", sagt er. Aber im Rückblick sehe man, dass die Volksrepublik in ihrer gut 60-jährigen Geschichte häufig die falsche Abzweigung genommen habe, obwohl es auch andere Wege gegeben hätte.

Vorbild Deutschland?

Wohin also könnte es gehen? Immer wieder hat "Yanhuang Chunqiu" versucht, sich auch in die Zukunftsdebatte einzumischen und etwa Verfassungsfragen zu erörtern. Doch die Zensurbehörden haben deutlich gemacht, dass ihre Geduld mit den alten Männern aufhört, wenn sie sich über das historische Terrain hinauswagen.

Indirekt gibt das Blatt trotzdem seine Empfehlungen ab. Im April 2012 erscheint unter der Überschrift "Wie die Deutschen ihre Geschichte bewältigen" ein Reisebericht des Chefredakteurs Wu Si, der von der den Grünen nahe stehenden Heinrich-Böll-Stiftung zu einer Deutschlandtour eingeladen worden war. Wu schlüpft dabei in die Rolle des ungläubig verwunderten Besuchers. "Ich verstehe das Denkmal für die ermordeten Juden Europas nicht", beginnt sein Text. Ein großes Areal im Zentrum der Hauptstadt, in dem sich ein Volk an seine eigenen Verbrechen erinnert – warum bloß? "Die Hauptstadt soll nicht nur schön sein, sondern die Identität der Deutschen widerspiegeln", erklärt ihm ein Historiker. Ein Volk müsse für seine Geschichte Verantwortung tragen, und deshalb sei es wichtig, sich daran zu erinnern.

Es folgt ein Parforce-Ritt durch die Facetten der deutschen Vergangenheitsbewältigung: In Dresden lernst Du den Geschichtsrevisionismus der Neonazis kennen und triffst Menschen, die über Nazi-Verbrechen aufklären. Er hört, wie die Deutschen sich nach dem Zweiten Weltkrieg lange in die Opferrolle flüchteten und sich erst langsam und schmerzhaft daran erinnerten, dass sie Täter waren. Er lässt sich erklären, dass in Deutschland ehemalige Zwangsarbeiter entschädigt werden. Er staunt, dass ehemalige DDR-Bürger ihre Stasi-Akten einsehen dürfen.

In chinesischen Ohren klingt all das utopisch – und für die Kommunistische Partei hochgefährlich. Doch für die Macher von "Yanhuang Chunqiu" liegt im schonungslosen Blick in die Vergangenheit Chinas einzige Chance für die Zukunft. "Es lohnt sich", schreibt Wu Si, "mit sich selbst zu kämpfen."

Das Märchen vom guten Spiel

Fußball verbindet, heißt es. Doch auf den Sportplätzen im Land prallen die Kulturen aufeinander, prügeln sich Männer, Sonntag für Sonntag. Warum? Unser Reporter ist in dieser Saison für einen türkischen Klub in Dortmund aufgelaufen. Kreisliga. Hier ist sein Bericht.

Von Dennis Betzholz, Stern, 06.06.2013

Als der Kampf vorbei ist und die Polizei weg, stinkt es in der Kabine nach Schweiß und dem Eukalyptus der Pferdesalbe. Sabahattin, der Innenverteidiger, lamentiert auf türkisch. Mittelfeldspieler Adnane starrt ausgepumpt auf den aschgrauen Boden. Cahit Kir, unser Spielertrainer, flucht, reißt sich das weiße Trikot mit dem Halbmond und dem Stern vom Leib und schimpft: „Ich sagte doch: Nicht provozieren lassen!“ Dann stampft er davon und duscht. In Unterhose. Wie alle in der Mannschaft.

Wie wir alle.

Ich bin der erste Deutsche seit sieben Jahren, der mit der ersten Mannschaft von Selimiye Spor duscht, einer rein türkischen Fußball-Mannschaft in Dortmund-Eving. Ich bin der Deutsche, der im Sturm oder in der Abwehr kickt, rechts oder links, immer dort, wo einer ausfällt. Falls einer ausfällt. Und ich bin der Journalist, der wissen will, warum sonntags immer häufiger auf den Fußballplätzen der Republik die Gewalt eskaliert. Und warum so oft Türken dabei sind, wenn es Prügel gibt. Nur deshalb bin ich hier.

Eben noch, draußen auf dem Feld, spürten wir schon Minuten vor dem Schlusspfiff, dass nichts mehr geht, dass wir verlieren. Das Spiel. Und einige von uns die Fassung. „Siktir lan!“, fick dich! Ibrahim, der Außenverteidiger, vergisst sich, als ihn dieser blasse Bengel aus Kirchderne beleidigt. Nicht irgendwie, sondern in seiner Muttersprache, türkisch. Siktir lan! Ibrahim ist mit 37 der Älteste hier, ein Familienvater, das Vorbild, unser Ruhepol. Der Mann, der mich „Kanka“,

Blutsbruder, nennt und der sich nur nach einem sehnt: Respekt. Er rammt dem Gegenspieler seine Stirn auf die Lippe, die aufplatzt und blutet. Der Schiedsrichter wird sagen, er habe den Stoß nicht gesehen.

Ein Sonntag in der Saison 2012/2013, Kreisklasse Dortmund. Eigentlich ist nur wichtig, dass Sonntag ist. Sonntag, das ist der Tag des Fußballs für alle, die nicht von dem Spiel leben, aber für das Spiel. Dann geht es landauf, landab ums Selbstwertgefühl. Um den Lohn der Plackerei. Um drei Punkte. Wer behauptet, in den Niederungen des Fußballs gehe es nur um Spaß, der stand noch nie sonntags auf dem Platz. Für die Sonntage schinden sie sich. Hetzen vom Job zum Training oder in die Muckibude. Lassen sich fitspritzen. Schrubben ihre Schuhe. Investieren Geld für neue, bessere, obwohl die alten es noch eine Saison getan hätten. Gehen samstags früh schlafen. Und dann ist endlich Sonntag. Das ist Vorfreude. Nervosität. Pferdesalbe. Konzentration. Ehrgeiz. Kabinenmief. Ein Schluck Leitungswasser. Und dann: Anpfiff. 90 Minuten Zeit. Elf Freunde gegen elf Brüder. Da ist alles drin, nur kein Sinn nach Verbrüderung.

Der Weg nach Selimiye führt über die Deutsche Straße. Vorbei an einer Diskothek, der örtlichen Polizeiwache – und ab in die Hessische Straße, die eher ein Weg ist. Asphaltiert zwar, aber schmal. Sie führt schnurstracks auf den Parkplatz einer Moschee, vor das einzige Minarett Dortmunds. Es gehört Selimiye. Einer Gemeinde mit mehr als 1000 Gläubigen, einer in Türkisch verfassten Homepage – und einem Fußballverein: Eving Selimiye Spor.

Ich bin 28 Jahre alt, geboren in Oberhausen, habe deutsche Eltern, blonde Haare, blaue Augen. Hier bin ich ein Exot. Allein unter 20 Türken, die studieren, Gabelstapler fahren, selbstständig arbeiten, Brötchen backen oder Pakete ausliefern. Die 19 Jahre alt sind oder 37. Verheiratet oder Single. Die Herz haben und Klappe. Einen deutschen Pass. Oder einen türkischen. Aber sich stets als Türken fühlen. Als ich in eine neue Wohnung ziehe und es nicht zum Training schaffe, bekomme ich von Sabahattin, den sie nur Sebo nennen, dem Mann für alles, eine SMS: „Brauchst du Hilfe? Wir kommen mit 20 Mann. Musst nur was sagen.“

Sie strecken die Hände aus, ich ergreife sie. Sie erzählen, ich höre zu. Sie schätzen das, sagen sie. Wo doch sonst immer nur alle über sie und nicht mit ihnen reden. Über die Türken, diese „Fußballrowdies“.

Der Mahner tickt als erster aus

Im Dortmunder Stadtteil Kirchderne geht es diesmal um mehr. Es geht um die Tabellenführung. Die Senioren hinter der Seitenlinie rufen: „Immer diese Türken. Dieses aggressive Pack!“ Und auf dem Feld wieder: „Siktir lan!“. Meinen Mitspielern brennen die Sicherungen durch. Ali, der Torwart, fasst dem Stürmer, der ihn eben noch überlistet hat, mit der flachen Hand ins Gesicht und wirft ihn zu Boden. Saban, der Kapitän, rächt sich für Provokationen und zwei Gegentore. Er grätscht den Torschützen vorsätzlich um. Die Asche staubt. Der Deutsche überschlägt sich, krümmt sich am Boden, wimmert. Eine Hand wird ihm nicht gereicht.

Und Cahit, der Spielertrainer, die schulterlangen, blondgesträhten Haare zum Zopf gebunden, beschimpft den Schiedsrichter. Sieht Gelb. Der besonnene Mahner, vor dem Spiel, tickt als Erster aus.

Wer sich Cahit eineinhalb Stunden lang auf dem Feld gegenüber sieht, wird ihn hinterher hassen. Weil er rempelt, tritt, den Körperkontakt sucht, weil er ein Wadenbeißer ist, weil er schnell fällt und so Freistöße schindet. Vor allem aber, weil er ein Heißsporn ist. Cahit weiß das mit dem Hass der anderen. Er will das so. Wer hasst, macht Fehler. Er spielte mal Verbandsliga, er hat das Spiel durchschaut.

Cahit hat ein zweites Gesicht, ein Montag-bis-Samstag-Gesicht. Als ich im Training einen perfekten Pass aus sieben Metern gegen den Pfosten schieße, ruft er von der Seitenlinie: „Jetzt bist du einer von uns!“ Er meint: ein echter Kreisligist. Kein echter Türke. Als ich staune, dass ich ein Trikot mit meinem Namen erhalte, sagt er augenzwinkernd: „Junge, du spielst jetzt bei Türken. Natürlich haben wir alle unseren Namen auf dem Trikot.“ Als er mir beim Freistoßtraining rät, ich solle mir eine Mauer vorstellen und den Ball darüber zirkeln, er aber über die Latte flattert, flachst er: „Du sollst dir ja auch eine Mauer mit türkischen Männern vorstellen. Die ist kleiner.“

Diese Lockerheit, diese Selbstironie ist sonntags nicht mehr da, einfach weg. Verloren gegangen auf dem Marsch von der Kabine zum Spielfeld oder bereits davor.

Es ist Mittwoch, heute ist Cahit vor allem eins: Papa. Cahit stellt Chips und Äpfel auf seinen Wohnzimmertisch, lächelt breit, versinkt lässig in seiner Couch und antwortet, während er Tochter Destina am Zopf kraut: „Eigentlich möchte ich doch nur, dass sie in der gegnerischen Kabine positiv über mich reden.“ Wie es auch all die Nachbarn tun, wenn sie sich im Treppenhaus über ihn, „den netten Kerl mit dem ansteckenden Lachen“, unterhalten. „Aber sonntags ist der Druck zu groß, da liegt zu viel Last auf meinen Schultern.“ Spieler und Trainer in einer Person zu sein, das sei eine Gratwanderung, ein explosives Gemisch. Um dieses zu entzünden, reicht eine Provokation. „Wenn du einen Deutschen beleidigst, grinst er. Wir Türken rasten aus“, sagt Cahit, der doch eigentlich mehr Deutscher ist als Türke. Er ist hier geboren, zuhause reden sie nur deutsch, seine Frau sogar akzentfrei. Selbst das Weihnachtsfest feiern sie, mit Tannenbaum und Geschenken. Den Kindern zuliebe. Doch das tief verwurzelte Temperament bekommt auch er nicht in den Griff, oder besser: will es nicht in den Griff bekommen: „Wenn ich nicht ausraste, sehen die anderen ja, dass ich, der Leitwolf, meine Familie beleidigen lasse, ohne mich zu wehren. Das geht nicht.“ Nach außen müsse die Familie gut präsentiert werden. Das ist die oberste Regel. Und auf dem Platz ist die Mannschaft die Familie.

In dem Land, in dem sie leben, ist das anders. Die Familie verliert an Bedeutung. Fragt man Menschen über 60 Jahre, welche Rolle die Familie spielt, antworten 85 Prozent: die größte. Bei den 16- bis 29-Jährigen sind es nur 58 Prozent. Das geht aus einer Allensbach-Studie hervor. Den Familienbegriff hat die jüngere Generation längst auf ihren Freundeskreis ausgeweitet. Sie leben in einem Land, in dem die Menschen auf die Familiengründung verzichten, weil es finanziell oder berufsbedingt gerade nicht passt. Wo sie sich scheiden lassen, und darüber öffentlich sprechen. Wo sich Frauen in gescripteten Nachmittags-Dokus die Frage stellen, von wem das Kind denn nun sei: von Horst oder vom Kevin. „Würde so etwas in der Türkei ausgestrahlt, die Leute gingen auf die Barrikaden“, sagt Cahit. Er versteht sie nicht, sie verstehen ihn nicht.

Die oberste Regel deutscher Spieler lautet: Der Schiedsrichter ist unantastbar, und seine Entscheidungen gleich mit. Es ist ihnen wichtiger, die Ordnung zu wahren, die Obrigkeit anzuerkennen, als das Spiel zu gefährden. Es muss weitergehen, immer weiter. Der Gegenspieler aber ist keine Obrigkeit. Er wird bearbeitet, oft mit allen Tricks, manchmal bis unter die Gürtellinie. Sie nennen das Taktik. Cahit und die anderen, die das Spiel der miesen Tricks genauso gut beherrschen, nennen das respektlos.

Als sie an diesem Sonntag in Kirchderne aufeinander losgehen wie die Hirsche in der Brunftzeit, haben die Deutschen die oberste Regel der Türken missachtet. Siktir lan. Und deine Mutter auch. Ich stehe hinter der Bande, weil ich nicht im Kader bin. Ich habe zwei Mal das Training geschwänzt, das genügt, selbst in der Kreisklasse. Ich suche im Handgemenge Augen, die mir vertraut sind. Ich finde sie nicht. Die meiner Mitspieler sind verfinstert, die Körper vollgepumpt mit Adrenalin. Die Mutter eines deutschen Spielers schreit: „Ruft die Polizei!“ Sie schreit es wegen meiner Jungs. Ich stehe da, regungslos und stumm. Als Reporter registriere ich, was geschieht. Als Mitspieler von Selimiye Spor schäme ich mich. Und fange an zu zweifeln: an Deutschen wie an Türken. Vor allem aber an dem, was sie verbinden sollte und doch zwischen ihnen steht: am Fußball.

Die Geschichte über den Fußball als Motor der Integration ist so alt wie die Zuwanderung selbst. Dabei stimmte sie schon in den 60er Jahren nicht, als Türken sich noch nur als Gäste in Deutschland verstanden und deshalb keinen Sinn darin sahen, sich einzugliedern. Inzwischen gibt es allein im Ruhrgebiet mehr als 50 türkische Vereine, bundesweit sind es mehr als 500. Sie wollen unter sich bleiben. Ihre Kultur pflegen. Selbst das Sagen haben. In Unterhose duschen können, ohne verspottet zu werden. Ist ihnen das zu verübeln?

Wer an eine glückliche Wendung dieser Geschichte glaubt, denkt an die Nationalmannschaft, in der nicht mehr Jürgen und Gerd die Tore für Deutschland schießen, sondern Mesut oder Ilkay. Der Deutsche Fußball-Bund dreht mit Hilfe seiner Stars Werbespots, gründet Stiftungen, hat eine eigene Integrationsbeauftragte installiert, finanziert umfangreiche Forschungsprojekte, vergibt gemeinsam mit einem Autohersteller einen Integrationspreis und druckt Hochglanzbroschüren seiner

Multikultiteams. Aber eines bleibt er bislang schuldig: eine Erklärung, warum sich Woche für Woche in den unteren Spielklassen der Republik die Gewalt entlädt. Im Amateurfußball verkehrt sich die Story, dass der Fußball die Integration vorantreibt, in ihr Gegenteil. Hier verbindet der Fußball nicht, hier trennt er.

Der DFB verschließt die Augen

DFB-Präsident Wolfgang Niersbach sieht das anders. Muss es anders sehen, weil es nicht in die PR-Strategie passt. Das Problem, das sie an der Basis alle kennen, übersieht er konsequent, und blockiert eine Debatte, die heilsam sein könnte. Eine Debatte, nach der sie sich in den Kreisklassen sehnen, in den Fachschaften sowieso. Stattdessen flüchtet er sich ins Allgemeine: „Ja, Fußball vereint, Fußball verbindet. Es ist toll, was gerade auch in den vielen kleinen Vereinen in Sachen Integration geleistet wird, nicht nur auf dem Platz, sondern auch bei den Zuschauern oder hinterher im Vereinsheim.“ Oder: „Gewalt ist keinesfalls ein Phänomen, das sich auf Mannschaften mit Migrationshintergrund beschränkt, sondern genauso bei Dorfvereinen oder Stadtteilklubs vorkommt, wenn es über die ‚normale‘ Rivalität hinausgeht. Und wir sollten mit pauschalen Aussagen vorsichtig sein, weil sie Vorurteile bedienen und Misstrauen schüren.“ Politische Korrektheit ist das. Sie hilft ausnahmsweise keinem. Außer dem DFB.

Eving liegt im Norden Dortmunds. Wo der achtmalige deutsche Fußball-Meister zu Hause ist - und viele Neonazis. Wo Christen, Muslime, Atheisten eine gemeinsame Religion haben: die Borussia. Wo sie bei Heimspielen eng umschlungen auf der Südtribüne stehen und singen: „Wir sind alle Dortmunder Jungs!“ Gleichzeitig haben die meisten in der Nordstadt aber auch kapituliert. Wer hier lebt, in Dunkel-Dortmund, der sei arm, so heißt es im Rest der Stadt, kriminell oder Ausländer oder eine Mischung aus alldem.

Das Vereinsheim von Selimiye hat den Charme einer Teestube. Tageslicht fiele kaum ein, wäre die Eingangstür nicht verglast. Meist riecht es so, als müsse mal jemand lüften. Rauchen ist erlaubt, der Qualm wabert überall. Frauen sind hier unerwünscht. Eine türkische Flagge hängt an der Wand, groß wie ein Badehandtuch. Elf Viermantelische, an die sie sich Freitagabends auch zu Acht quetschen. Ein

Billardtisch. Zwei XL-Fernseher. Zwei Computer mit Internetanschluss. Eine Theke. Bierhumpen hält die nicht bereit. Nur kleine Gefäße, die aussehen wie kurze, unten ausgebeulte Reagenzgläser. Das Bier der Türken ist „Cay“, schwarzer Tee. Tee trinken ist ein Ritual wie Bier trinken das Ritual bei deutschen Mannschaften ist.

An der hintersten Wand stehen ein Dutzend Pokale im Regal, Erinnerungen an ruhmreichere Zeiten. Errungen, das verrät ihre Gravur, auf Turnieren türkischer Ausrichter.

„Wieso?“, frage ich.

Murat Öztürk, der sportliche Leiter, sagt: „Weil wir auf deutsche Turniere schon seit vielen Jahren nicht mehr eingeladen werden.“

„Wieso nicht?“

„Keine Ahnung. Vorurteile, oder so.“

„Macht dich das traurig?“, frage ich.

„Ja!“

„Versucht ihr das zu ändern?“

„Wie denn?“

„Es heißt doch“, sage ich, „der Fußball reiße Mauern ein und verbinde die Leute.“

Murat lacht nur.

Zurück in Kirchderne. Als das Gerangel vorbei ist und die Polizei weg, jubeln die Deutschen von Kirchderne. Bier spritzt. Glückshormone hüpfen. Spieler tanzen. Spitzenreiter, Spitzenreiter, hey, hey. Ein paar Schritte weiter sagt ihr Trainer: „Klar, wir wollten die charakterlichen Schwächen ausnutzen. Das wissen doch alle: Wenn es ins Persönliche geht, werden die Türken rasend.“ Er zuckt mit den Schultern, grinst: „Wir wollten halt gewinnen!“ Der Plan ist aufgegangen. Ein Trainer, der gewinnt, ist ein guter Trainer.

Wenig später eilt mir sein Assistent hinterher. Er will noch etwas loswerden. Er habe nichts gegen Türken. „Aber letztes Jahr haben wir mit der A-Jugend fast jedes

Spiel gegen Türken gespielt und nie bin ich ohne Morddrohung nach Hause gefahren.“ Er erzählt das ohne Punkt und Komma. So, als habe er diese Geschichte schon Hunderte Male zum Besten gegeben. Auf der Arbeit, bei den Nachbarn, am Stammtisch.

Ein anderer Sonntag. Raus aus der Teestube, dahin, wo die Deutschen warten. Eine Welt, die die Türken nicht so recht verstehen. In der Respekt vor dem Schiedsrichter ein höheres Gut ist als Respekt vor dem Gegenspieler. Und wo der Kasten Bier danach eine Belohnung ist, keine Sünde. Diesmal kommt der Gegner aus Dortmund-Brechten. „Aus Brechten“, warnen sie, „kommen die Rechten.“ Vor einigen Jahren sei die Partie eskaliert, berichten sie bei Selimiye. „Eine Glatze“ habe zuvor Hakenkreuz mit einem Hakenkreuz provoziert. Es soll rassistische Beleidigungen gegeben haben. „Da wärst selbst du als Deutscher ausgeflippt!“, sagt Kadir, Student und Mittelfeldstrategie. Die Härchen auf meinem Arm richten sich auf, ich starre ziellos an die Kabinenwand. Wegen der Hakenkreuz-Anekdote, und weil es auf der Taktiktafel steht: Ich werde heute spielen. Ausgerechnet heute. Ich werde erstmals den Halbmond auf der Brust tragen, der ihnen so viel bedeutet. Selimiye Spor versucht erst gar nicht, seine Herkunft zu verbergen, im Gegenteil: Es macht sie stolz, so aufzulaufen. Auf dem Rücken sind Nummern geflockt, die nicht willkürlich ausgesucht sind: Jeder wählt die Kennziffer seines Heimatorts in der Türkei, die zweistellige Postleitzahl. Eine Rückennummer war doppelt. Erlaubt ist das nicht. Sie tun es trotzdem. Die Identität sticht das Regelwerk, in der Kreisklasse geht das.

Ein Heimspiel. Stumpfer Kunstrasen statt staubige Asche. Draußen warten sie schon auf die Spieler. Früher, so erzählen sie, seien es 200 Zuschauer gewesen, heute sind es maximal 30. Eine Frau ist nicht darunter. Fußball ist hier Männersache. Fußball ist für sie ein Schutzraum, wo sie sich auch mal gehen lassen können, kein Ausflugsziel. Ich sehe in meiner Zeit bei Selimiye mehr Platzverweise als Frauen.

In der Kabine reiben sie sich die Oberschenkel und Waden mit Pferdesalbe ein, als es plötzlich unruhig wird. Der Schiedsrichter taucht nicht auf. Einfach so. Kreisliga-Alltag. Ob er ihn auch kennt, diesen Spruch: Aus Brechten kommen die Rechten? Ob er Schiss hat?

Vor uns spielt die zweite Mannschaft von Selimiye. Sebo fragt den Schiedsrichter, ob er noch Zeit habe und auch unseres pfeifen könne. Der winkt ab. Er habe Termine, wichtige Termine. Es ist Sonntag, kurz vor drei. „Termine bei Deutschen heißt: Ab in den Schrebergarten und grillen“, spottet Jab. Die Kabine grölt, der Schiedsrichter zieht ab, ohne sich umzusehen. Es sollte ein Witz sein, es ist eine Kränkung.

Das Spiel endet friedlich. Vielleicht, weil es ein Mann aus den eigenen Reihen pfeift. Vielleicht, weil es schnell entschieden ist, Selimiye 5:0 gewinnt. Vielleicht, weil diesmal niemand mit einem Hakenkreuz provoziert und die Gegenspieler sich fügen.

Adnane, 23, schießt eines der fünf Tore. Er sieht aus wie die anderen, aber er ist Marokkaner, die Haare millimeterkurz geschoren, dunkler Teint, Sixpack-Bauch. Er ist Muslim, ein streng gläubiger noch dazu. Er betet fünfmal am Tag, zu festen Zeiten. Außer sonntags. Da ist Fußball.

Vom Typ her ist er ein Schlichter, der nie mitmischt, wenn es zur Sache geht, der nach dem Spiel tadelt: „Männer, so geht es nicht“.

Es ist nicht so, als habe er es nicht in einer deutschen Mannschaft versucht. Fast alle hier verbrachten ihre Fußballjugend unter Deutschen. Bei Adnane waren es elf seiner 18 Fußballjahre. Nie sei er ein vollwertiges Mitglied gewesen, erzählt er, „immer nur das fünfte Rad am Wagen“. Er saß auf der Bank, obwohl er besser gewesen sei als andere. Einen deutschen Freund, nein, den habe er in all den Jahren nicht gefunden. Die anderen bei Selimiye Spor erzählen ähnliche Geschichten.

Der Gegner bleibt ein Fremder

Vor einem Spiel sitzt Adnane im Vereinsheim und frühstückt mit seinen Freunden. Der Tisch ist mit alten türkischen Zeitungen bedeckt. Jeder hat etwas mitgebracht. Butter, Brötchen, Börek. Saft, Selters, schwarzer Tee. Alles für alle. Sie plaudern über knapp verfehlte Fußball-Tipps, die Saison-Abschlussfahrt nach Antalya und Dinos neues Tattoo. Den Unterarm des 21-Jährigen ziert nun der Schriftzug: „Just Allah can judge me!“ Nur Allah kann mich richten.

Sie reden türkisch, natürlich tun sie das. Adnane versteht nur die Hälfte, ich gar nichts. Bis Cahit sagt: „Deutsch sprechen!“ Er wird die beiden Worte in diesen Monaten an die hundert Mal wiederholen. Mal scharf, mal beiläufig. Nicht, weil wir in Deutschland leben. Sondern weil ich da bin. Die Wirkung dieser Worte wird zwischen zwei Minuten und zehn Sekunden anhalten. Nicht, weil sie es böse mit mir meinen. Nicht, weil sie mich ausschließen wollen. Es ist ihre Gewohnheit. Dennoch: Ein Deutscher, der hier nicht recherchieren will, wäre längst auf und davon.

„Das Beste wäre“, wird Adnane irgendwann an diesem Morgen sagen, „wenn es eine wirkliche Multikulti-Truppe gäbe. Dann könnte Fußball tatsächlich integrieren. Aber so einer Truppe bin ich in 18 Jahren nicht begegnet.“

Auch in der Kreisliga, der Welt von Selimiye Spor, bleibt man unter sich. Wie gegen die Tamilen. Der Ascheplatz der Tamilstars Dortmund ist der hinterste von dreien im Fredenbaumpark. Elf Tamilen kicken gegen elf Türken – macht insgesamt 22 Männer, die sich die Heimat nach Hause holen. Und doch haben sie sich gegenseitig nichts zu erzählen. Sie gehen sich aus dem Weg, teilen sich noch nicht einmal dieselbe Außenlinie. Drüben die tamilische, hier die türkische Auswechselbank, auf der ich sitze.

Als kurz vor Schluss das 1:2 fällt, nimmt die Härte wieder zu. Diesmal beleidigt niemand. Die Tamilen wagen es nur, das Spiel zu gewinnen.

Wieder Rudelbildung. Gerangel. Cahit, der Leitwolf, natürlich er, geht voran. Er bäumt seine Einsdreiundsiebzig vor dem Schiedsrichter auf, schimpft deutsch, gestikuliert wild. Bedrohlicher Blick. Gepöbel. Gelb-Rot. Ende. Aus. Nicht für Cahit. Er kann nicht aufhören, es geht einfach nicht, noch in der Kabine ruft er: „Wenn ich den erwische...!“ Einschüchtern gehört für Türken zum Fußball wie die Viererkette. Erst Stunden später, als sich Tochter Destina an den Papa schmiegt und er ihr über den Zopf streichelt, wird er wieder bei sich sein. Und sich sagen: „Cahit, das war falsch. Sei rücksichtsvoller.“ Und weiß doch, dass er das am kommenden Sonntag wieder vergessen haben wird.

Damit endet mein halbes Jahr im Team von Selimiye. Der Aufstieg wird uns verwehrt bleiben. Am Ende der Saison sind wir Vierter, Kirchderne Dritter. Die

Tamilen thronen an der Spitze. Wir werden vier rote und drei gelb-rote Karten gesammelt haben, nicht viel für 24 Spiele. Mindestens fünf Tätlichkeiten werden ungeahndet bleiben. Die Schiedsrichter wollen es nicht gesehen haben. Das sei nicht ungewöhnlich, sagt Rolf Kühl, bis vor Kurzem Vorsitzende des Kreisschiedsrichterausschusses in Dortmund. Er nimmt die Unparteiischen in Schutz: „Der Dumme ist, der um sein Leben bangen muss.“ In Bremerhaven kursiert die Geschichte von einem Referee, der den Motor seines Autos laufen ließ, um nach dem Abpfiff schneller vor den aufgebrauchten Mannschaften flüchten zu können.

Jeder fünfte Verein, überschlägt Kühl, habe in Dortmund einen ethnischen Hintergrund, doch weit mehr als die Hälfte aller Platzverweise gehe auf das Konto von Spielern mit Migrationshintergrund. Noch drastischer sind die Zahlen bei den Fällen, die das Strafmaß von sechs Wochen übersteigen – also bei Tätlichkeiten, bei Schlägen und Tritten, bei wüsten Beleidigungen. Es ist kein Dortmunder Phänomen. „Es hat schon viele Maßnahmen gegeben, bis hin zu Polizeischutz bei kritischen Spielen. Verändert hat das nichts.“ Werde es auch nie, schiebt Kühl hinterher. Und das ausgerechnet in einer Stadt, die erst im März dieses Jahres mit dem Integrationspreis des DFB ausgezeichnet wurde.

Gelungene Integration, woran könnte man die erkennen? Am Miteinander hinterher? Wenn sich die Gegner, die sich 90 Minuten bekämpft haben, etwa wie Boxer in den Armen liegen? Oft legt diese Nähe den Grundstein für mehr, für Verständnis, für ein Gespräch, manchmal sogar für Freundschaft. Doch kein einziges Spiel von Selimiye endete so. Auch nach dem Spiel bleibt der Gegner ein Fremder.

Wir fahren zurück in das Vereinsheim und tauchen ab. Dort sitzen sie dann bis spätabends, die jungen und die älteren und die fürs Spiel längst zu alten Fußballer, an die 70 Männer, und reden über Allah und die Welt. Im Fernsehen läuft Fußball. Galatasaray auf dem einem, Borussia auf dem anderen Bildschirm. Vor Istanbul bilden sich Zehnerreihen. Zum BVB verirren sich vier. Einer davon bin ich. Andere spielen Karten und trinken schwarzen Tee, essen Döner und reden türkisch.

Sie sind froh, wieder zuhause zu sein.

Lenken statt denken

Frau Jakubeit will fahren lernen, bei Werner Sudhoff. Er ist ihr vierter Fahrlehrer. Ist sie ein hoffnungsloser Fall? Eine Rundfahrt durch Berlin

Von Thomas Feix, FAS, 08.06.2013

Wiederholen lassen, immer wieder wiederholen lassen. Was habe ich Ihnen gerade gesagt. Wonach habe ich Sie gerade gefragt. Wiederholen Sie es mir, damit ich weiß, dass es bei Ihnen angekommen ist. Links, vorne, rechts, Schulter, und weiter aufsagen und schneller und doppelt so schnell, Kopf dazu, und jetzt mit Fahren. Den LKW bemerkt? Laut und deutlich bitte. Die Aufgaben, die stets dieselben sind, die Fragen, die einander ähneln. Und dabei Gewissheit darüber, dass das Wiederholenlassen eines Tages den Durchbruch bringen wird.

Eines Tages wird Frau Jakubeit plötzlich deshalb einen Schreck kriegen, weil sie es drin hat, geschafft. So ist es mit ihr und mit dem Üben und Lernen bei ihr, und Herr Sudhoff sagt sich jedes Mal, und ihr sagt er es auch immer wieder, eines Tages wird sie es drinhaben.

Einem Radarschirm, sagt er, wird ihr Kopf dann gleichen, und sie wird das vom Straßenverkehr ringsum wahrnehmen, das unerlässlich fürs Autofahren ist. Einfach deshalb, weil sie es drinhaben wird. Links, vorne, rechts, Schulter, wenn Sie das einmal drinhaben, werden Sie das nie mehr wieder vergessen, und darum noch einmal wiederholen, aufsagen, los. Der LKW tut doch richtig weh.

Acht Fahrstunden lang hat Herr Sudhoff Frau Jakubeit bisher unterwiesen. Werner Sudhoff, Jahrgang 1953, ein schlanker graumelierter Mann, eher klein als groß, Ruhrpottakzent in der Stimme, seit sechsenddreißig Jahren Fahrlehrer mit eigenem Fahrschulbetrieb im südöstlichen Berliner Stadtteil Britz.

Britz, vier- und sechsspurige Durchgangsstraßen, Autobahnauf- und abfahrten, Hochtrassen, Straßenbaustellen, Staus. Einbahnstraßen in engen Kiezkarrees, Sackgassen, Spielplätze, Spielstraßen. Viel Unübersichtliches, Irritierendes, viel Bewegung. Alles Dinge, die Frau Jakubeit beim Üben und Lernen und Herrn Sudhoff beim Unterrichten von Nutzen sind.

Das wollen wir jetzt einmal bearbeiten. Gas, ja, Kupplung, ja, Drehzahl gucken, viel zu hoch. Autos, Spiegel, Drehzahl. Aufsagen und gucken, gucken, gucken dabei. Dann mal vor, Fuß- und Radweg weiterhin beobachten, kann immer einer kommen, und action.

Frau Jakubeit hat den ersten Gang eingelegt, ihr Kopf bewegt sich stetig und mit ihm ihr Blick, und laut und deutlich von ihr gesprochen, verlassen die Wörter Auto, Spiegel, Drehzahl ihren Mund.

Die Kupplung müsste sie jetzt kommen lassen, der Golf auf gepflasterter Seitenstraße zur Kreuzung vorrollen, doch nun verweigert Frau Jakubeit Herrn Sudhoff den Gehorsam. Sie weiß nicht, in welche Richtung vor ihr sie den Wagen lenken soll, ob geradeaus, ob rechts oder links herum. Sie fährt nicht los, sie fängt zu fragen an. Als sähe sie es nicht ein, das zu beweisen, was die Lage im Augenblick von ihr verlangt. Umsicht und Selbstständigkeit beim Vorantasten im Geflecht der Straßen.

Das ist keine Diskussionsgrundlage, wenn ich Ihnen etwas sage. Immer geradeaus natürlich. Wenn ich Ihnen nichts anderes sage. Ist Ihnen das noch immer nicht klar, wo man mich danach fragen muss und wo nicht? Dass es prinzipiell immer geradeaus geht? Oder wie die Schilder es eben vorschreiben.

Zwanzig Fahrstunden bei anderen Berliner Fahrschulen hatte Frau Jakubeit hinter sich, als sie vor einem Monat mit dem praktischen Unterricht bei Herrn Sudhoff begonnen hatte. Er ist jetzt ihr vierter Fahrlehrer. Die drei vor ihm haben sie aufgegeben, als Fahrschülerin ein hoffnungsloser Fall. Wie sie nach den drei Kollegen vor ihm auf ihn gekommen ist, bei tausenddreihundert Fahrlehrern in Berlin und sechs-hundert Fahrschulen, hat sie ihm nicht gesagt, und er hat sie nicht danach gefragt.

Um die Ende Dreißig ist sie. Einsfünfzig groß, aber nicht zierlich. Ein Kissen unterm Gesäß, eins im Rücken, den Sitz so sehr in Lenkradnähe gerückt als es möglich ist, damit ihre Füße die Pedale im Fußraum erreichen. Sie wirkt deswegen wie in die Lücke zwischen Sitzlehne und Steuer hineingepresst und ihr Gesicht wie zu dicht an der Frontscheibe dran. Frau Jakubeit hat den Willen und die Entschlossenheit dazu zu üben und zu lernen, auch deshalb vielleicht, weil sie selbst Lehrerin von Beruf ist. Von sich aus wird sie niemals aufgeben.

Herr Sudhoff findet, dass es schwierig mit ihr ist, er schätzt sie als von schwieriger Persönlichkeit ein, still wie sie ist, schreckhaft um Unauffälligkeit und Anpassung bemüht geradezu. Und dann mit einem Mal das Aufbegehren eben bei seiner Anweisung an sie loszufahren, ihre Verweigerung, die ebenfalls schreckhaft war. Aber als Fahrschülerin ist sie darum kein hoffnungsloser Fall.

Was meinen Sie, wie gefährlich das ist, einfach anzuhalten? Nur gucken, nur blinken, nicht Gas weg oder anhalten. Der Impuls war da, aber Sie haben es nicht getan, Sie haben nicht angehalten. Das war super, das war gut.

Er hofft auf den plötzlichen Schreck bei ihr, der wie das Erwachen für sie wäre, eines Tages der Durchbruch, dann, wenn sie es drinhaben wird. Können wird sie es, wird die Übersicht haben, und kein LKW, kein Radfahrer, kein Fußgänger und keine Kreuzung, die vor ihr auftauchen, werden sie mehr ängstigen. Vielleicht wird ihr das wie Magie vorkommen oder als eine Art von Eingebung, die sie auf einmal hatte. Und dabei ist es in Wahrheit das Wiederholenlassen gewesen.

Beschreiben Sie, wie ich gucke. Gucken Sie mich dabei an. Vorne rechts, Außenspiegel, Innenspiegel. Auftrag bekommen, Auftrag erledigen. Luft holen und machen. Sie gucken nicht nach rechts, Sie suchen den Horizont ab. Rechts ist da. Vorne ist wo? Dort.

Es ist nicht allein Frau Jakubeit. Seiner Erfahrung nach bringen viele Leute rechts und links durcheinander. Auch aus dem Grund meinen viele Fahrschüler von sich selbst, dass sie unfähig dazu wären. Unfähig dazu, es zu erlernen, ein Auto zu fahren. Dafür ist das Wiederholenlassen aber da. Immer wieder lässt sich Herr Sudhoff deshalb von ihnen zeigen und wiederholen, wo links ist, wo rechts. Wo vorne ebenso.

Vier Jahrzehnte lang in Berlin. Trudi, die. Ihretwegen ist er 1973 von Gelsenkirchen nach Berlin gegangen, Helmtrudis' wegen. Ohne Schalke geht in Gelsenkirchen nichts, und Trudi wollte fort aus Gelsenkirchen, fort von Schalke, fort aus der Provinz, und er folgte ihr. Eine Liebe, die für eine Weile hielt. Nach einem Jahr gemeinsam in Berlin haben sie sich voneinander getrennt, und Herr Sudhoff überlegte sich, was nun. Helmtrudis gab es nicht mehr für ihn, die Frau, die sein erstes großes Erlebnis gewesen war, und er suchte nach einem Neuanfang.

Nie wieder Gelsenkirchen, und als Elektriker weitermachen wollte er ebensowenig. Das, was er wollte, war ein Neuanfang. Etwas Soziales, sagt er, etwas mit Menschen als künftigen Beruf fiel ihm beim Überlegen ein. Dorothee war ihm dabei behilflich, seine neue Freundin. Auf Fahrlehrer für ihn kamen sie beide deshalb, weil Lehrer mit Menschen zu tun haben und weil Auto- und Motorradfahren seine Leidenschaft ist.

Die Zeit damals, Dorothee gibt es inzwischen auch nicht mehr für ihn, und jetzt ist er am Überlegen, was wäre, wenn ihn eine schwere Krankheit träfe. Dasselbe wie immer wahrscheinlich, zuzusehen zurechtzukommen. Ihn regt das auf, die Vorstellung beschäftigt ihn. Rente wird er nicht kriegen, er wird bis zum Schluss arbeiten müssen.

Welche Rolle spielt diese Seite für Sie? Keine, könnten Sie sagen. Guck ja schließlich auch nicht hin. Sie wissen gar nicht, wie ein Profi guckt. Ob was kommt. Sehen Sie meine Hand? Wie die kreist?

Noch jeder, sagt er, hat beim ihm das Autofahren erlernt, beinahe jeder. Zwei Fahrschüler bislang haben den Fahrunterricht bei ihm aufgegeben.

Die eine von ihnen ist seine erste Fahrschülerin gewesen, 1977, da ist er noch Angestellter bei einer Fahrschule gewesen. Nach der fünften praktischen Prüfung, bei der sie durchgefallen war, hat Frau Hellmann die Ausbildung abgebrochen. Ich weiß, was Sie jetzt wollen, hatte sie zu ihm zuletzt gesagt, aber ich kann es einfach nicht, ich kann nicht bremsen. Sie ist eine ältere Dame gewesen, die deshalb den Führerschein wollte, um ihren Mann, der schwer krank geworden war, mehrmals die Woche von zu Hause hin zur Klinik und wieder zurück zu bringen.

Die andere war Frau Rath, Lehrerin wie Frau Jakubeit. Zu den Fahrstunden hatte Frau Rath immer ihre kleine Tochter hinten im Fond dabei. Wahrscheinlich, sagt Herr Sudhoff, hat sie es als Mutter mit dem Kind auf der Rückbank und generell als Lehrerin nicht ertragen, andauernd von ihm korrigiert zu werden. Bald ist sie nicht mehr zum Üben und Lernen bei ihm erschienen.

Die für ihn bemerkenswerteste Fahrstunde von allen, die er bis jetzt hatte? Das ist die, sagt er, die er nach Sekunden mittels Vollbremsung beendet hat, eine Prüfungsfahrt. Der Prüfling hatte das Auto nicht für ernst genommen, das von links hinten kam, als er beim Ausparken war. Dann war es heran und war vorbei, und vorbei war auch die Prüfung. Das im Spiegel da ist weit weg, denkt man sich. Denken sich fast alle, und dann ist es passiert.

Und jetzt ist da seit einem halben Jahr Vincent, achtzehn, Bautischlerlehrling. Einige Kilogramm zu viel an Körpergewicht, und anders als Frau Jakubeit beansprucht er viel an Raum um sich herum, wenn er sich bewegt. Viel an Aufmerksamkeit und Zuwendung darüber hinaus. Es kann sein, dass er nach einer Fahrstunde Tränen weint, aus Zorn auf alles das, was ihm beim Üben und Lernen an Unübersichtlichem und Irritierendem begegnet ist.

Wäre er mit den Gedanken doch weniger beim Drang nach einer Freundin und dafür umso mehr beim Fahrunterricht, sagt Herr Sudhoff über ihn. Vincent merkt sich nichts. Viermal nacheinander an derselben Kreuzung rechts vor links missachtet. Oder Fahrspurführung, zigmal nacheinander Fahrspurführung an derselben Stelle, und er hat es nicht ein einziges Mal richtig gemacht.

Zwölf Stunden Sonderfahrten, nachts, Autobahn, über Land. Dreißig Doppelstunden Fahren insgesamt, und so gut wie nichts von alledem hat Wirkung bei ihm gezeigt. Bei der Theorie ist es kaum besser mit ihm gewesen. Er hat sich den Mädchen gewidmet, die mit ihm zusammen im Kurs waren, und hat am Ende außer Fehlern nicht viel anderes auf den Fragebögen gehabt.

Beim zweiten Anlauf durch die Theorie gekommen und zweimal an der praktischen Prüfung gescheitert. Stoppschild ignoriert, einem Radfahrer die Vorfahrt nicht gewährt. Und bei der Fahrstunde gestern hatte er beim Lenken geschaltet und das

damit begründet, Lenkrad und Schaltknüppel miteinander verwechselt zu haben. Die Ausrede kannte Herr Sudhoff noch nicht, die ist ihm neu. Wie anstelle zu bremsen Gas zu geben, genau so wäre das. Vielleicht, sagt er, ist Vincent als Fahrschüler sein erster hoffnungsloser Fall.

Zügig war Frau Jakubeit zu Beginn der Fahrstunde losgefahren, hatte die weite Rechtskurve auf der Durchgangsstraße elegant genommen, war den Schlaglöchern ausgewichen, die sie sonst immer übersehen hatte, und Herr Sudhoff hatte geschwiegen, wenn ich nichts sage, sage ich nichts, er ist mit ihrer Leistung zufrieden gewesen. Doch dann, da sie an der Kreuzung nach links abgebogen ist, war es so weit, und sie schien wie verloren in ihrer Lücke zwischen Lenkrad und Lehne. Herr Sudhoff hatte die erste Ermahnung an sie gerichtet.

Lenken, lenken. Ihr Lenken ist zu schwach. Alle Anfänger wollen die Billiglösung, so wenig lenken als es geht. Manchmal machen Sie alles richtig, nur denken Sie zu viel, Ihr Hauptproblem. Lenken statt denken.

Der Mann, der die Wüste aufhielt

Jahrelang bekämpften Entwicklungshelfer den Hunger in der Sahelzone. Vergeblich. Dann kam ein Bauer, pflanzte einen Wald und machte den Boden fruchtbar.

Von Andrea Jeska, Die Zeit, 29.11.2012

Es sind die Wochen vor dem Regen, als der alte Mann die Samen des Affenbrotbaumes in die Erde legt. Noch einmal sät er. Ernten wird er nicht mehr. Zehn Jahre dauert es, bis die Bäume die ersten Blüten tragen. Der alte Mann wird dann schon tot sein. 40 Jahre vergehen, bis die Bäume so stark sind, dass sie den Stürmen und hungrigen Tieren standhalten. Auch die Söhne des alten Mannes werden dann nicht mehr leben.

Seine Enkel und Urenkel aber werden einmal die Früchte der Bäume essen, die er im Jahr 2012 gepflanzt hat. Sie werden die Samenkörner kauen und aus den Blättern einen dicken Brei kochen, der gegen Ruhr und Koliken hilft. In feuchten Jahren werden sie die Bäume wachsen lassen. In trockenen Jahren werden sie die Bäume wässern. Und vielleicht werden sie sagen: Das sind die Bäume von Yacouba Sawadogo.

70 Jahre ist er alt, ein großer, ergrauter Mann, der langsam müde wird und ahnt, dass sein Leben zu Ende geht.

Für die neuen Bäume hat sich Yacouba ein Stück Land gesucht, das seit Generationen niemand bestellt hat. Land, das niemandem gehört. Höchstens Gott. Und dem Wind und der vorwärtskriechenden Dürre, die die Hirse vertrocknen lässt, bevor die Halme auch nur so hoch gewachsen sind wie ein Kind.

Die gebackene rote Erde ist rissig wie ein altes Stück Papier. Kein Baum stand je auf diesem Land im Norden von Burkina Faso, inmitten der westafrikanischen

Sahelzone. Das Wort Sahel kommt aus dem Arabischen. As sahil bedeutet Ufer. Es ist das Ufer der Wüste.

»Ein Verrückter«, so sprachen die Männer im Dorf

Lange vor der Regenzeit hat Yacouba mit der Arbeit begonnen. Die Löcher für die Samenkörner haben einen Durchmesser von 60 Zentimetern und sind 30 Zentimeter tief – doppelt so groß wie jene, die man für die Samen von Tamarinden-, Niem- und Nérébäumen braucht. Man kann diese Löcher nicht graben, man muss sie hacken. Die ersten Schläge der Spitzhacke lassen die krustige Oberfläche platzen, kleine Steine fliegen davon. Erst nach vielen weiteren Schlägen wird der Boden weicher.

Jahrelang hat Yacouba alleine gehackt. Fern den Feldern der anderen Männer, fern den Häusern des Dorfes. Sein Schatten war der einzige Schatten, das Geräusch seiner Hacke das einzige Geräusch. Nur Ziegen liefen um ihn herum. Monat für Monat, Jahr für Jahr ging er einsam seiner Arbeit nach, eine dunkle, hohe Silhouette unter einer zu heißen Sonne. »Ein Verrückter«, so sprachen die Männer im Dorf.

Im Norden von Burkina Faso, in der Provinz Yatenga, pflanzte Yacouba alleine einen Wald. Er machte unfruchtbare Erde fruchtbar, er ließ Hirse sprießen, wo Ödnis war, er schuf kühlenden Schatten, wo die Sonne brannte.

So rang der Ackerbauer Yacouba Sawadogo dem harten Nichts einen Garten Eden ab.

Man weiß nie, wann eine Erzählung wirklich beginnt. Der Anfang dieser Erzählung liegt vielleicht in uralter Zeit, als die Menschen begannen, Samenkörner in die Erde zu legen, und die Natur ihnen nicht entgegenkam. Als die Ernte vertrocknete oder nicht ausreichte und der Dürre der Hunger folgte. Vielleicht beginnt diese Erzählung aber auch erst in den frühen fünfziger Jahren, als Yacouba Sawadogo, Kind armer Bauern, auf eine Koranschule in Mali geschickt wurde, aber nicht lesen und schreiben lernte, trotz aller Mühe. Heute, 60 Jahre später, sagt der alte Mann Yacouba über den kleinen Jungen Yacouba, er sei wohl nicht klug genug gewesen. Zudem war er der kleinste und schwächste aller Schüler. Nur eines wusste der Junge besser als die

anderen: wo die Bäume am grünsten waren und am höchsten wuchsen und wie sich aus ihrer Rinde und ihren Blättern Medizin machen lässt.

Spätestens aber beginnt die Erzählung in jenem Augenblick, der zur Legende wurde. Nach zehn Jahren vergeblichen Bemühens um den Jungen Yacouba schickte die Schule ihn nach Hause. An seinem letzten Tag wurde er zum Scheich gerufen, dem Leiter der Koranschule. Der Junge erwartete Vorwürfe, doch der Scheich prophezeite ihm Großartiges. »Du wirst ein Weiser sein«, sagte er zu Yacouba. Eines Tages, fuhr der Scheich fort, wenn Yacouba alt sei, würden viele Menschen seinem Weg folgen, und selbst kluge Männer aus fernen Ländern würden ihn um Rat bitten.

Der alte Mann hat kein Telefon, und die Post erreicht ihn selten. Wer Yacouba Sawadogo besuchen will, muss nach ihm fragen in Ouahigouya, einer kleinen Stadt, 182 Kilometer von Burkina Fasos Hauptstadt Ouagadougou entfernt. Muss nach ihm fragen auf dem Markt und wird weitergeschickt in das Dorf Gourga, wo Kinder auf einen Weg deuten, an dessen Ende der alte Mann in seinem Wald sitzt. Einfach auf der Erde sitzt und die Vögel mit Hirsekörnern füttert.

Was der Scheich ihm einst verkündete, sagt Yacouba, habe er nie bezweifelt, auch wenn er sich lange gefragt habe, wie ausgerechnet er dazu komme, anderen den Weg zu weisen – und wohin der wohl führen werde.

Als er seine ersten Samen gesät hatte, erinnerte sich Yacouba an den Aufruf des Korans, ein Mann solle Bäume pflanzen und von der Schöpfung nicht nur nehmen, sondern ihr auch etwas geben. Der Wald ist Yacoubas Gabe an die Schöpfung.

Yacoubas Wald, wie die Leute das Stück Land nennen, ist ein Ganzkörpererlebnis aus Kühle und Schatten, aus Vogelgesang und Bienengesumm. Mit Stämmen und Hirsestroh hat Yacouba einen Unterstand gebaut. Hasen laufen an Bäumen vorbei, Echsen funkeln. Der Wald ist ein Ort, der lebt, wo einst nur Hitze war.

Weil Yacouba dieses Wunder vollbrachte, kommen die Menschen heute zu ihm. Yacouba hält Lehrstunden für andere Bauern ab, empfängt Kranke, die Medizin brauchen, und Agrarexperten aus Europa und Amerika. Sie alle kommen, um zu

lernen. Über die Besuche führt Yacouba ein Gästebuch, ein viele Seiten dickes internationales Manifest des Staunens und der Anerkennung.

Alles an Yacouba ist ruhig, seine Bewegungen, seine Stimme, seine Hände. Alles an ihm ist gerade, die äußere und die innere Haltung. Man braucht Ausdauer, um seine Entschlossenheit zu spüren, man braucht Zeit für seine Geschichten, die nie geradeaus führen, sondern wandern und stolpern, schneller werden und stehen bleiben. Man braucht Hingabe, wenn man ihm über die Felder und durch den Wald folgt.

Im Jahr 1952 schrieb der französische Schriftsteller Jean Giono folgenden Satz: »Dieser Mensch verbreitete Frieden um sich [...], er erweckte den Eindruck, dass ihn nichts zu stören vermöge.« So beschrieb Giono den Schäfer Elzéard Bouffier, einen Mann, der in einer abgelegenen Gegend der Provence alleine einen Eichenwald pflanzte. Heute würde er mit diesen Worten vielleicht Yacouba Sawadogo beschreiben.

Der gescheiterte Koranschüler kehrte 1960 in seine Heimat zurück und begann damit, Haushaltswaren zu verkaufen auf dem Markt des Städtchens Ouahigouya. In den Jahren zuvor hatte es böse Missernten in Burkina Faso gegeben, es waren Jahre der Trockenheit, Jahre des Hungers. Womöglich wäre Yacouba sein Leben lang ein Händler geblieben, wäre Anfang der achtziger Jahre nicht eine neue Dürre über die Sahelzone auf die Provinz Yatenga zugekrochen.

50 Millionen Menschen hungerten, man kann nur schätzen, wie viele starben, vermutlich eine Million. Kein Halm wuchs, kein Tropfen befeuchtete den Boden. In Scharen flohen die Menschen aus ihren Dörfern, nach Ouahigouya und in andere Städte. Sie hofften, dem Hunger zu entkommen, doch in den überfüllten Städten fanden sie nur neue Not. Sie bekamen keine Hütten, sie bekamen nichts zu essen. »All das Sterben«, sagt Yacouba und hebt die Hände plötzlich gegen die Vögel, als sei ihre Lebendigkeit seiner Erinnerung im Weg. »All die Verzweiflung.«

Diese Zeit, sagt Yacouba, war die Zeit seiner Verwandlung: Erschrecken vor dem Elend, Ekel vor dem Geld, das er als Händler verdiente in dieser Zeit des Sterbens. Dann ein inneres Wachsen. Klarheit. Gottvertrauen. Kraft. Er verkauft alles und kehrt zurück in sein Dorf, dem Flüchtlingsstrom entgegen. Dort nimmt er seine

Hacke und geht dahin, wo nichts ist. Nur leere Wüste. Geht mit dem Willen, die Wüste fruchtbar zu machen. Sie ist nicht sein Feind. Sie ist jetzt seine Zukunft.

Burkina Faso ist eines der ärmsten Länder der Welt. Es ist mehrheitlich bewohnt von den nomadischen Fulbe und den sesshaften Mossi, die von Ackerbau und Viehzucht leben und fünf Könige haben, einer ist der König der Provinz Yatenga.

60 Tage lang muss ein Mann fünf Stunden täglich die Erde aufhacken

Burkina Faso hat nur im Süden fruchtbaren Boden. Um die Hauptstadt herum ist das Land noch grün, wachsen Bäume und kleine Wälder. Doch je weiter man nach Norden kommt, desto karger wird die Erde, desto heißer die Luft. Nur vereinzelte Bäume unterbrechen die Linie des Horizonts. Hier liegt Yacoubas Heimat. Männer führen von Eseln gezogene Pflüge, Frauen schlagen mit kleinen Hacken auf den Boden ein. Die uralte Methode, solch spröde Äcker zu bestellen, nennt man in der Sahelzone Zaï.

Zaï ist die Kurzform des Wortes zaïégré, das übersetzt bedeutet: früh aufstehen und den Boden bearbeiten. Zaï wird überall dort praktiziert, wo der Boden so trocken ist, dass jeder Regen in den krustigen Spalten und Kerben versickert. Zaï bedeutet: Löcher graben, wo graben eine mörderische Arbeit ist, meist 20 Zentimeter breit, 20 Zentimeter tief. 60 Tage lang muss ein Mann fünf Stunden täglich die Erde aufhacken, will er einen Hektar dieses wasserarmen Landes zur Saat vorbereiten. Einzelnen werden die Samen dann in die Löcher gesetzt und mit Erde bedeckt. Jahrhundertlang wurde so gesät. Jahrhundertlang kam immer wieder die Dürre, und die Samen vertrockneten in der Erde.

Jede Generation in der Sahelzone hatte ihre Hungerzeit. In den sechziger Jahren kamen Franzosen, Deutsche, Amerikaner in die Länder am Südrand der Sahara und initiierten Projekte, die mit »Wieder-« begannen: Wiederbegrünung, Wiederaufforstung, Wiederfruchtbarmachung des ausgelaugten Bodens. »Intensivierung« wurde eine Art Modevokabel westlicher Entwicklungshilfe. Der Hunger war nicht länger nur eine afrikanische Plage, er wurde jetzt als globale Herausforderung verstanden, die sich mit den Methoden der modernen Landwirtschaft bewältigen lässt, mit Geld und Technik. Entwicklungshelfer brachten vollautomatische

Pflüge in die Sahelzone, sie ersannen Bewässerungssysteme, bohrten Brunnen, belehrten die Bauern und priesen den künstlichen Dünger und den Anbau schnell wachsender Pflanzen wie Baumwolle. Sie dachten, so lasse sich die Dürre überlisten und der Hunger besiegen. Doch die Pestizide, die Maschinen, die Baumwollsträucher laugten den Boden vollends aus, und schließlich warnten Experten vor einem Kollaps der Nahrungsversorgung. In der Sahelzone waren bereits 80 Prozent des Landes kultiviert, es gab keine Brache mehr. Der Boden konnte sich nicht erholen.

Die tödliche Dürre Anfang der achtziger Jahre markierte das Ende der westlichen Weisheit. Das Fernsehen zeigte Bilder von Flüchtlingen, Hungernden, toten Menschen, toten Tieren. Die Bilder bewiesen vor allem eines: Zwischen den Absichten der Industrieländer und der Wirklichkeit der Entwicklungsländer gab es eine unüberwindbare Kluft.

Yacouba Sawadogo kann weder lesen noch schreiben. Die Einträge in seinem Gästebuch lesen ihm seine Söhne vor. Yacouba ist ein Analphabet, aber Analphabetismus ist ein Begriff aus Europa. Das Alphabet Afrikas ist anders beschaffen, ist weitergetragenes Wissen der Generationen. Kein Handbuch über Landwirtschaft wurde hier je geschrieben. Man ackerte und holte die Ernte ein, wie es schon die Väter taten.

Zaï war langen Dürrezeiten nicht gewachsen. Das zu erkennen war vielleicht Yacoubas größte Leistung. Er wagte etwas Neues. Er vergrößerte die Zaï-Löcher und erfand eine neue Art von Dünger, indem er die Samen mit einer Mischung aus Blättern, Viehdung und Asche ummantelte. Er schützte sie, indem er eine dicke Schicht weicher Erde daraufpackte. Er gab ihnen Feuchtigkeit, indem er vor der Regenzeit mit der Saat begann und Reihen von Steinen auf den Boden legte, um den Fluss des Regenwassers aufzuhalten. So bewahrte er die Samen vor der Hitze und gab ihnen Kraft zum Wachsen.

Schon die erste Ernte war groß, sie füllte Yacoubas Hirspeicher, und die Nachricht drang bis Ouahigouya. Jetzt kamen die Hungernden zu ihm, und er gab, solange er zu geben hatte.

30 Jahre ist es her, dass Yacouba Sawadogo zum ersten Mal die Hacke schwang. In diesen 30 Jahren sind die Menschen nach Gourga zurückgekehrt, beseelt von einer Hoffnung, die keine der großen Hilfsorganisationen brachte, sondern einer der Ihren. Ein einziger Mann. In diesen Jahren hat sich der Grundwasserspiegel von Gourga gehoben, weil die Bäume die Feuchtigkeit speichern, und Hunderte Hektar Wüste haben sich in Ackerland verwandelt. In diesen Jahren musste Yacoubas Familie – drei Frauen und inzwischen 60 Kinder und Enkelkinder – nie hungern. In diesen Jahren experimentierte Yacouba, veränderte die Düngerzusammensetzung, sodass Termiten angezogen wurden, die den Boden aufwühlten. Regenwasser dringt nun leichter ein. Yacouba lernte, welcher Baum unter welchen Bedingungen am besten wächst, er stellte aus Rinde und Blättern, aus Früchten und Blüten Medizin her.

»Dieser Mann ist ein Visionär«, sagt ein holländischer Wissenschaftler

Der beste Beweis für Yacoubas Können aber ist sein Wald, 30 Hektar ehemals totes Land, 42 Fußballfelder, auf denen 60 verschiedene Bäume und Sträucher wachsen, die größte Artenvielfalt in diesem Teil der Sahelzone. Niembäume, deren niedrige Blätter viel Schatten geben, hat Yacouba gepflanzt wegen der heilenden und pflegenden Eigenschaften ihrer Rinde, wegen ihrer nahrhaften Früchte, die im Sommer wachsen, kurz vor der Regenzeit, dann, wenn die Ernte des Vorjahres meist verbraucht und die des laufenden Jahres noch nicht eingebracht ist. Dornakazien hat Yacouba gepflanzt, weil die Ziegen gern daran knabbern, Tamarindenbäume, weil sie Früchte und hartes Holz geben. Nérébäume, weil deren Trauben wertvolle Mineralien enthalten. Karitébäume, weil man daraus Sheabutter machen kann, die gegen trockene Haut hilft, und Medizin, die Gelenkschmerzen lindert.

Sosehr Yacouba für die einen zum Heilsbringer wurde, so sehr wurden ihm andere zum Feind. Yacouba bringe Unglück, hieß es, weil er die Traditionen missachte: Zaï dürfe man nicht vor der Regenzeit praktizieren. Als aber die Sprösslinge zu jungen Bäume heranwuchsen, als Yacoubas Felder voller Hirse standen, sagten die Leute im Dorf, er sei mit den bösen Mächten im Bunde. Sie legten Feuer an seine Felder, an seinen kleinen Wald. Die ersten vier gepflanzten Hektar fielen den Flammen zum Opfer.

Die Täter zu identifizieren war nicht schwer. Yacouba hätte sie anzeigen, sie zur Rede stellen können. Er tat nichts dergleichen. »Es bringt einem Mann nichts, wenn er behauptet, er habe recht. Es ist besser, die Dinge unter Beweis zu stellen. Bis die anderen sagen: Der hat recht.« Er klagte nicht, er richtete nicht. Er begann von vorn.

Mitte der achtziger Jahre hörten die Menschen auf, in Yacouba einen Verrückten zu sehen. Sie fingen an, mit Respekt von ihm zu sprechen. Damals reiste der holländische Geologe Chris Reij durch den Norden von Burkina Faso. Reij war unterwegs im Auftrag des Zentrums für Internationale Kooperation an der Universität von Amsterdam. Dort suchten Wissenschaftler nach Möglichkeiten, den Boden fruchtbar zu machen und der Wüste Ertrag abzurufen. Reij hörte von diesem Mann, der ödes Land begrünt, und war elektrisiert. Heute sagt er: »Es war eine Zeit des Scheiterns. Ich hatte so viele schlechte, sinnlose Projekte gesehen, dass ich schon glaubte, wir würden das Problem des Hungers nie in den Griff bekommen. Dann traf ich Yacouba, und es war wie ein Lichtstrahl. Dieser Mann ist ein Visionär.«

Seit jener Zeit kehrt Chris Reij regelmäßig nach Gourga zurück, auch dieses Jahr ist er wieder dort, ein Mann Anfang 60 mit der Begeisterungsfähigkeit eines Kindes. Längst sind er und Yacouba Freunde, Bewunderer des jeweils anderen. Bis heute ist Reij von Yacoubas steten Neuerungen begeistert, beugt sich über jedes Zaï-Loch und rennt von Feld zu Feld. »Vor 20 Jahren stand hier nur ein Baum!«, ruft er und sprudelt Zahlen heraus: 1,4 Milliarden hungernde Menschen weltweit, die Hälfte Kleinbauern. Und jetzt, durch die neuen Anbaumethoden, würden zumindest in der Sahelzone zehn Prozent mehr Menschen satt. Mit Zaï, wie Yacouba es praktiziere, könne man die Produktion von null Kilogramm pro Quadratmeter schon bei der ersten Ernte auf acht Kilo steigern.

Von der Amsterdamer Universität ist Reij inzwischen zum World Resources Institute in Washington gewechselt, aber Yacouba ist sein Held geblieben. In den neunziger Jahren holte Reij Bauern aus dem Niger und aus Mali nach Gourga, damit ihnen Yacouba sein Wissen vermittele. »Im Niger ist Yacoubas Zaï inzwischen noch viel erfolgreicher als hier. Tausende Farmer praktizieren es dort mit großem Erfolg. Überall ist der Grundwasserspiegel gestiegen, überall gibt es Familien, die keinen

Hunger mehr kennen. Yacoubas Einfluss ist größer als der aller nationalen und internationalen Experten zusammen.«

Wer Reij fragt, warum Yacouba das gelang, woran teuer bezahlte Spezialisten scheiterten, hört vorsichtige Sätze über das Überlegenheitsgefühl der Weißen, das die Entwicklungshilfe bis spät in die neunziger Jahre bestimmt habe. Konzepte seien erfunden worden, die den Bedingungen, der Kultur und den Traditionen nicht angepasst gewesen und nach kurzer Zeit fehlgeschlagen seien. »Damals hatten wir alle keine Ahnung, erst jetzt sind wir so weit, dass wir auf die Eigeninitiative der Bauern setzen und die Landwirtschaft mit einfachen Mitteln beleben wollen«, sagt Reji. »Die Lösung sind nicht Großprojekte, sondern es ist eigener Wille. Wenn Millionen von Farmern Zaï praktizieren, wenn sie Millionen von Bäumen pflanzen und im Schatten dieser Bäume Milliarden von Hirsesamen säen, dann ist der Hunger in der Sahelzone eines Tages vorbei.«

2007 traf der Kameramann Mark Dodd, der damals für die BBC arbeitete, durch Zufall auf Yacouba. Die Begegnung hat Dodds Leben verändert, und nicht nur seines. »Ich sah Yacouba, wie er allein vor dem Horizont stand, auf einer endlosen ausgetrockneten Fläche, und Loch um Loch hackte. Unermüdlich, unablässig. Es war, als sei ich einem Titanen begegnet«, sagt Dodd.

Er kündigte bei der BBC und gründete seine eigene Produktionsgesellschaft, 1080 Films, um eine Dokumentation über Yacouba zu drehen. Bei seinen Recherchen stieß er auf Reij, der ihm half, den Film zu finanzieren. Mit Laiendarstellern aus Yacoubas Familie stellte Dodd Yacoubas Kindheit in Mali, die erfolglosen Jahre in der Koranschule, die Hungersnot und die Flucht aus den Dörfern und die arbeitsreichen ersten Jahre nach. Und er gab Yacouba einen Namen. Der Schriftsteller Giono nannte seine Erzählung einst Der Mann, der Bäume pflanzte, Dodd nannte seinen Film Der Mann, der die Wüste aufhielt. Auf Dutzenden von Filmfestivals wurde er gezeigt, auch im Freilichtkino von Ouahigouya. »Das war die schönste Vorführung«, sagt Dodd. »Das Kino war voll. Die Leute haben gelacht und gejubelt.«

Yacouba bestellt sein Land nicht mehr allein. Nach 30 Jahren, in denen erst nur er, dann auch seine Söhne die harte Arbeit verrichteten, ist er bekannt geworden. Er

hat jetzt – durch den Verkauf des überschüssigen Getreides und durch Spenden – genügend Geld, um sich fremde Hilfe zu holen. Und er hat Schüler. Jede Woche kommen Bauern aus einem anderen Dorf zu ihm. Gemeinsam schlagen sie auf die Erde ein, als wollten sie ihr die Unfruchtbarkeit austreiben. Viele von Yacoubas Schülern sind Frauen, die von ihren Männern verlassen wurden oder verwitwet sind. Sie führen ein Leben, das in der Sahelzone oft mit dem Hungertod endet. Land zu beackern, das ihnen keiner streitig macht, ist für die Frauen die einzige Möglichkeit, sich zu ernähren. »Wenn ihr bereit seid, hart zu arbeiten, dann werdet ihr mit Zaï genügend zu essen haben. Zaï wird euch und euren Kindern Essen und Frieden bringen«, sagt Yacouba zu den Frauen, und sie nicken und schwingen die Hacken hoch in den Himmel.

Auch der Stammeschef a. D. will jetzt einen eigenen Wald

Auch der Stammeschef von Wagdidi in der Nachbarprovinz Loroum, Chief Naba-Ligidi S. Kagoné, hackt. Er und Yacouba kennen sich seit ihrer Kindheit. In den achtziger Jahren, als Yacouba aufs Land zurückkehrte, floh der Chief wie so viele andere in die Stadt. Er wurde Lehrer, rührte keine Hacke mehr an, zog keinen Pflug mehr. Nun ist er seit acht Jahren altersbedingt Stammesoberhaupt außer Dienst. Er hat oft und lange unter Yacoubas Strohdach gesessen und den Vögeln zugesehen. Er hat Reij begleitet und mit Dodd gefilmt. Irgendwann war der Wunsch, auch so einen Wald zu schaffen, so groß, dass der Chief vier Hektar Land kaufte. Nun hat er Schwielen an den Händen.

Gionos Geschichte über den Eichenwaldpflanzler wurde 1954 in der Zeitschrift Vogue veröffentlicht. Gionos Ich-Erzähler berichtet, wie er den Schäfer Bouffier auf einer Wanderung traf, bei ihm übernachtete, und als Bouffier am anderen Tag einen Eisenstecken nimmt und losmarschiert, folgt er ihm und sieht, wie dieser mit seinem Stecken Löcher in die Erde bohrt und Samen hineinlegt. »Ich muss sehr hartnäckig gewesen sein bei meinem Ausfragen, dass er darauf antwortete. Seit drei Jahren pflanzte er Bäume in dieser Einsamkeit. Er hatte bereits 100.000 gepflanzt.«

Yacouba hat an der Geschichte von Giono großes Vergnügen. Unter seinem Hirsestroh-Baldachin sitzt er an einen Baum gelehnt und hört still zu, nur bei der

Charakterbeschreibung des Schäfers brummt er ein zustimmendes »Hmmm, hmmm«. Bei dem Satz: »Ich habe ihn nie gebeugt und verzweifelt gesehen. Und dennoch, wer weiß, ob nicht Gott selber ihn dazu gedrängt hat«, nickt Yacouba bestätigend. »Natürlich Gott. Kein Mensch kann so viel Kraft aus sich selber heraus finden.«

Ob die Ähnlichkeiten zwischen Bouffier und ihm nicht erstaunlich seien? Aber nein, sagt Yacouba mit tiefem Ernst. Er habe schon auf so eine Geschichte gewartet, auf die Erzählung eines Freundes im Geiste irgendwo auf der Welt, der so sei wie er. »Wir haben ein Sprichwort: Von jedem von uns gibt es einen Zweiten.«

Im vergangenen Sommer breitete sich in der Sahelzone eine neue Dürre aus, neuer Hunger. Auch im Norden von Burkina Faso mit der Provinz Yatenga war die Lage kritisch. Verschärft wurde die Situation durch die Flüchtlinge, die im Frühjahr nach den Unruhen in Mali über die Grenze gekommen waren, 62000 sollen es gewesen sein.

Das Werk des Bauern: Nahrung für 2,5 Millionen Menschen

Die Krise kam nicht überraschend. Schon vor fünf Jahren begannen Lebensmittel wie Reis oder Mehl knapp zu werden, die Preise stiegen, mancherorts auf das Achtfache. Der Wissenschaftler Reij und sein Institut sehen die Ursachen des Hungers in der Erderwärmung, in den unregelmäßigen Regenfällen, in der abnehmenden Fruchtbarkeit der Böden durch Überdüngung und im nach wie vor starken Bevölkerungswachstum.

Es ist eine erschütternde Diagnose, doch in Yacoubas Speicher lagert genug Getreide, dass seine 60-köpfige Familie zwei erntelose Jahre überstehen könnte. In diesem Frühjahr haben er und seine Söhne zwei weitere neue Felder bestellt, Hunderte von Löchern gegraben und in jedes fünf Hirsesamen gelegt. Mit den ersten Regenfällen im April sprossen sie, und die vier überzähligen Setzlinge hat Yacouba in weitere Löcher gelegt. Als im Juni die Regenzeit einsetzte, trieben die Halme in die Höhe. Die Hirse gedieh.

Seit Jahren kann Yacouba seinen Überschuss verkaufen, und ebenso lange verteilt er seine Saat großmütig an arme Bauern. Für ihn ist es eine Frage der Menschlichkeit. »Zu sagen, ich habe keinen Hunger, während andere hungern, ist

keine gute Sache. Wer einen satten Bauch hat, während den anderen der Magen knurrt, ist ein schlechter Mensch«, sagt er.

Auf dem G-8-Gipfel im vergangenen Mai im amerikanischen Camp David beschlossen die Regierungschefs der wichtigsten Industrienationen der Welt eine »Neue Allianz« zur Ernährungssicherung in Afrika. Eines der Länder, die davon profitieren sollen, ist Burkina Faso. Die Neue Allianz ist eine Fortsetzung der auf dem G-8-Gipfel von 2009 im italienischen L'Aquila festgelegten Maßnahmen. Lange waren Kleinbauern nicht im Blick der Entwicklungshilfe, sie galten allenfalls als Empfänger von Almosen, nicht als Wegbereiter landwirtschaftlichen Fortschritts. Erst die L'Aquila-Initiative sah die Kleinbauern als wichtige Partner im Kampf gegen Armut und Hunger. Jetzt sollen sie Unterstützung erhalten, um ihre traditionellen und seit Jahrhunderten erprobten Anbaumethoden zu praktizieren, sie sollen genügend eigene Ernte einbringen, statt Lebensmittelhilfen zu erhalten.

Für die auf einmal international so populäre, in Wahrheit aber sehr alte Art der Landwirtschaft gibt es einen neuen Begriff: climate-smart agriculture – Landwirtschaft, die sich den veränderten klimatischen Bedingungen anpasst. In seinem Rural Poverty Report 2011 lobt der International Fund for Agricultural Development (IFAD) – eine Sonderorganisation der Vereinten Nationen – den Ansatz, Getreide und Bäume zusammen anzubauen. Bäume speichern Nährstoffe und verbessern so die Bodenqualität. Als Erfolgsbeispiel nennt der Report den Niger – dort liegen jene Gebiete, aus denen Chris Reij einst Landwirte zu Yacouba brachte, damit sie von ihm lernen.

Seit den achtziger Jahren wurden im Niger 200 Millionen neue Bäume gepflanzt. Auf diese Weise ist es Reij zufolge gelungen, die Menge des jährlich geernteten Getreides um 500.000 Tonnen zu erhöhen. Davon ernähre man 2,5 Millionen Menschen. Yacouba, der seinem Freund zuhört, lächelt.

Im Büro der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) in der burkinischen Hauptstadt Ouagadougou bestätigt Büroleiter Florent Dirk Thies, wie wichtig Kleinbauern seien. 80 Prozent der Bevölkerung von Burkina Faso lebten von Landwirtschaft, und davon seien wiederum 95 Prozent Kleinbauern.

Die GIZ ist ein Bundesunternehmen, das die Entwicklungshilfemaßnahmen der deutschen Regierung umsetzt. In den vergangenen Jahren, sagt Thies, habe Burkina Faso sich selbst ernähren können, doch fruchtbarer Boden werde knapp. »Die Bevölkerung hat sich verdoppelt, aber die nutzbaren Bodenflächen sind gleich geblieben.« Eigentlich müsse man ein Feld sieben Jahre lang brach liegen lassen, um es ein Jahr lang zu bewirtschaften. »Das können die Leute nicht einhalten. Die Böden verschlechtern sich enorm«, sagt Thies. Er hält es trotzdem für möglich, die Erträge zu verdreifachen. Zu lange habe man auf die falschen Methoden gesetzt. »Wir müssen die lokalen Bauern unterstützen.«

67 Jahre lang hatte Yacouba Sawadogo die Sahelzone nicht verlassen. Dann, eines Tages im Jahr 2009, zog er sein bestes Festtagsgewand an, setzte die traditionell fein bestickte Kopfbedeckung der Mossi-Männer auf und flog in die Schweiz. 2010 war er in den USA, 2011 in Südkorea. Chris Reij hatte dafür gesorgt, dass Yacouba zu internationalen Entwicklungshilfekonferenzen eingeladen wurde. Yacouba traf Ban Ki Moon, den Generalsekretär der Vereinten Nationen, der ihn so nannte wie der Dokumentarfilmer Dodd: »der Mann, der die Wüste aufhielt«.

In Filmaufnahmen von diesen Reisen sieht man Yacouba unbeeindruckt von den internationalen Experten aufrecht auf dem Podium sitzen und in langsamen, ruhigen Sätzen von seiner modernen Form des Zaï erzählen.

Yacouba Sawadogo ist heute ein geachteter Mann in seinem Dorf, in Ouahigouya und bei all jenen, die ihm begegnen. Er ist zufrieden, aber nun läuft seine Zeit ab, und er ist erschöpft. Die Fahrten mit dem Moped von Dorf zu Dorf, die vielen Ratsuchenden, die jeden Tag zu ihm kommen, um zu erfahren, wie sie Ungeziefer verscheuchen, Wasser stauen, Mist anmischen, Bäume von Krankheiten heilen können, werden ihm zu viel.

Sein Wissen hat er an seine Söhne und viele andere weitergegeben. Jetzt träumt er davon, noch ein kleines Haus zu bauen, ein Ausbildungszentrum, wo er die Menschen unterrichten könnte. Und eine Apotheke würde er gerne eröffnen für die Medizin und die Öle, die er herzustellen versteht. Niemand soll dafür bezahlen müssen. Doch für das Zentrum wie für die Apotheke fehlt ihm das Geld.

Gionos Ich-Erzähler, so steht es in der Geschichte, wird 1914 eingezogen und kommt erst zehn Jahre später zurück in die Berge. Für ihn überraschend findet er Bouffier wieder, noch immer Bäume pflanzend. »Wir verbrachten den Tag damit, dass wir schweigend im Wald herumgingen. Er maß [...] elf Kilometer in der Länge und drei Kilometer in der Breite. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass dies alles von den Händen und dem Herzen dieses Mannes herrührte, ohne jedes technische Hilfsmittel, dann ging einem auf, dass die Menschen auch in anderen Gebieten so schöpferisch sein könnten wie Gott, nicht nur im Zerstören.«

Der halbe Wald müsse abgeholzt werden, sagen die Landvermesser

Gionos Eichenwaldpflanzler wird im Alter geehrt als Bewahrer der Natur, der Schriftsteller lässt ihn noch erleben, wie die Leute sein Werk preisen. Seinen Wald allerdings, so schrieb es der Autor kurz vor seinem Tod im Jahr 1970 in einem Brief, gab es bald nicht mehr. Wo Eichen standen, wurden Kraftwerke und Fabriken gebaut. Nur einzelne Bäume überlebten das Zusammentreffen mit der Moderne.

Vielleicht ist es das Schicksal der Rufer und Mahner, der Steppenwölfe und einsamen Schöpfer, dass ihren Werken keine Ewigkeit vergönnt ist. Auch Yacoubas Wald ist in Gefahr. Das Land, das er beackert, gehört ihm nicht. Er hat es sich genommen, weil niemand es wollte und niemand Anspruch darauf erhob. So ist es in Afrika seit Jahrhunderten. Man darf so lange bleiben, bis der Staat die Hand auf das Land legt.

Vor zehn Jahren kamen Landvermesser aus Ouahigouya und schlugen Grundsteine in Yacoubas Boden. Einen Stein setzten sie mitten in den Schuppen, in dem Yacouba jenes Getreide lagert, das er verschenkt. Der Schuppen müsse abgerissen werden, sagten sie. Einen Stein setzten sie neben die Mauer von Yacoubas Grundstück und zogen von dort eine Linie. Die Linie teilt das Grab seines Vaters. Der Vater müsse umgebettet werden, sagten sie. Einen Stein setzten sie in Yacoubas Wald und sagten, die Hälfte des Waldes müsse abgeholzt werden. Yacouba hat diesen Stein mit dem Fuß umgetreten, und wenn er ihn zeigt, dann sieht er alt und leer aus, wie ein hilfloser Greis. Als Letztes schlugen die Männer ein halbes Dutzend

Markierungssteine in die ersten Felder, die Yacouba beackert hat, zwischen die ersten Bäume, die er gepflanzt hat und die damals schon mehrere Meter hoch waren.

Die Jahre vergingen, und nichts geschah. Der Staat mischte sich nicht weiter ein in das Leben von Yacouba Sawadogo. Doch auf einmal, vor wenigen Monaten, tauchten Leute auf, denen irgendein Beamter das Land zur Ansiedlung versprochen hatte. Sie begannen, Yacoubas Bäume zu fällen und Häuser zu bauen, wo Yacoubas Hirse wächst. Yacouba ging zur Provinzregierung. Er erwartete kein Lob, keinen Dank für die vielen Jahre harter Arbeit, keine Bewunderung für seinen Erfolg. Er wollte nur ein bisschen Gerechtigkeit oder wenigstens Gnade. Man sagte ihm, er könne das Land für umgerechnet 50.000 Euro kaufen. »Hmmm, hmmm«, brummte Yacouba, drehte sich um und ging.

Er klagte nicht. Er rechnete nicht auf. Er tat das, was er immer getan hat, wenn das Leben sich ihm entgegenstellte: Er fing wieder von vorne an. Wanderte mit seiner Hacke ein Stück weiter: dorthin, wo niemand war und wo niemand sein wollte, hackte neue Löcher. Kleine für die Hirse, große für die Bäume, ganz große für die einhundert Affenbrotbäume. Das war im Jahr 2012, in den Wochen, bevor der Regen fiel.

Yacouba sagt zu seinen Söhnen: »Wenn sie kommen und meinen Wald fällen, setzen wir einen neuen Wald.«

Er wird den Wald nicht mehr wachsen sehen. Er wird die Früchte nicht mehr ernten. Aber er wird wissen, niemand hat ihn besiegt. Die Natur nicht. Und schon gar nicht die Menschen.

Herz auf Bestellung

In China werden Hingerichteten Organe entnommen – und gegen Bezahlung offenbar auch Patienten aus dem Westen implantiert.

Von Martina Keller, Die Zeit, 07.03.2013

Als der Rechtsanwalt Han Bing aus Peking am 6. Dezember 2012 seinen neuesten Blog-Beitrag veröffentlicht, muss er wissen, dass er sich in große Gefahr begibt. Seine Nachricht verbreitet sich in Windeseile über den chinesischen Kurznachrichtendienst Sina Weibo: "An diesem Morgen", berichtet Han, "hat es eine schreckliche Hinrichtung gegeben." Ein zum Tode verurteilter Gefangener sei exekutiert worden, obwohl das oberste chinesische Gericht wenige Tage zuvor angeordnet hatte, den Fall neu zu prüfen. So lange aber mochten die Verantwortlichen offenbar nicht warten. Die Organe des Gefangenen wurden gebraucht, und zwar in möglichst gutem Zustand. Nur so ist zu erklären, warum die Hinrichtung in einer Klinik stattfand, wie der Anwalt berichtet. "Diese gewissenlosen Richter und Ärzte verwandeln ein Krankenhaus in eine Hinrichtungsstätte, in einen Marktplatz für Organhandel", schreibt Han.

Dem Anwalt zufolge hat man den Todeskandidaten gezwungen, ein Papier zu unterschreiben, mit dem er der Organentnahme "freiwillig" zugestimmt habe. Die Familie habe sich nicht von ihm verabschieden können, obwohl ihr dieses Recht zustand. "Wir werden dagegen vorgehen", kündigt der Anwalt im Auftrag der Hinterbliebenen an.

Hans Bericht wird innerhalb eines Tages mehr als 18.000 Mal weitergeleitet, über 5.600 Menschen kommentieren ihn. Dann ist der Eintrag gelöscht.

Das Beispiel des namenlosen Hingerichteten ist kein Einzelfall. China liegt in der Transplantationsstatistik weltweit an zweiter Stelle, hinter den USA. Eine

Tatsache, die die Regierung mit Stolz erfüllt. Mehr als 10.000 Nieren, Lebern, Herzen und Lungen würden jährlich in China verpflanzt, schreibt der Vize-Gesundheitsminister Huang Jiefu – selbst Transplantationsmediziner – im vergangenen Jahr in der Wissenschaftszeitschrift *The Lancet*. Aus seinen Statistiken geht hervor, dass knapp 60 Prozent dieser Organe von hingerichteten Gefangenen stammen. Eine Offenheit, die erstaunt. Bis vor wenigen Jahren hat die Regierung alle Berichte aus dem Ausland über die fragwürdige chinesische Transplantationspraxis als Propaganda abgetan.

Ein Mensch stirbt, just in time, damit ein anderer weiterleben kann. Im chinesischen Transplantationssystem ist das möglich. Im Namen des Fortschritts, im Namen des Geldes – auch westlichen Geldes, wie sich noch zeigen wird.

Die Zahl der Hinrichtungen in China ist ein Staatsgeheimnis. Auf 4.000 pro Jahr wird sie geschätzt. Die Verurteilten werden per Kopfschuss oder per Injektion getötet. Insider berichten, dass Transplantationskliniken mit Gefängnissen zusammenarbeiten und eigene Teams für die Organentnahme losschicken. Es ist nicht auszuschließen, dass sich Ärzte an Hinrichtungen beteiligen.

Intensiv wird in China erforscht, wie man mittels Injektionen töten kann, ohne Organe zu schädigen. Wang Lijun, ehemals Polizeichef in Jinzhou und im vergangenen Jahr im Zuge eines Politskandals zu einer langen Haftstrafe verurteilt, leitete mehrere Jahre ein psychologisch-forensisches Forschungsinstitut. Seine Studien zu Hinrichtungsmethoden brachten Wang 2006 den in China renommierten Guanghua Innovation Special Contribution Award ein. Preisgeld: umgerechnet rund 200.000 Euro. In der Laudatio hieß es, er habe eine "brandneue Schutzflüssigkeit" für Organe entwickelt, die eine Transplantation trotz der tödlichen Injektion ermögliche. In seiner Dankesrede sagte Wang, er habe seine Hinrichtungsexperimente "an mehreren Tausend Personen" durchgeführt. Es sei "herzergreifend" gewesen.

Anderswo in der Welt lösen solche Meldungen Entsetzen aus. Was aber kaum jemand weiß: Der Westen ist tief in das chinesische System verstrickt. Auch Patienten westlicher Länder verdanken chinesischen Hingerichteten ihre neuen Nieren, Lebern und Herzen. Pharmafirmen versorgen den Markt in China mit Medikamenten gegen

Organabstoßung und forschen zu Transplantationen, bei denen höchstwahrscheinlich Organe von Hingerichteten verwendet wurden. Westliche Kliniken und Ärzte unterstützen chinesische Transplantationszentren, ohne Fragen zu stellen. Westliche Berater der chinesischen Regierung geben vor, den Wandel in der Transplantationspraxis zu befördern, und verfolgen gleichzeitig geschäftliche Interessen in China. Fahrzeuge aus dem Westen werden zu Hinrichtungsmobilen umgebaut. Ein chinesischer Autohändler etwa bietet im Internet einen Wagen einer europäischen Marke mit medizinischen Überwachungsmonitoren und Infusionsapparaten zum Verkauf an – ein schauriges Symbol für das Hand-in-Hand-Arbeiten von Henkern und Ärzten.

Ärzte, die gegen die ethischen Grundsätze ihres Berufsstands verstoßen; der schmale Grat zwischen Kooperation und Komplizenschaft; Verstrickungen, über die viele Beteiligte lieber schweigen – davon berichtet diese Geschichte. Die Frage ist: Wie schwer wiegt die Moral, wie schwer der Forscherehrgeiz, wie schwer das Geld? Und wo muss der Westen Grenzen ziehen, wenn er nicht mitschuldig werden will?

Der Anwalt Han und seine Mandanten können nicht wissen, wer die Organe des im Dezember hingerichteten Mannes erhalten hat, doch es gibt Patienten, die über ihre Transplantation in China sprechen. Mordechai Shtiglits lebt mit seiner Frau in Petach Tikwa bei Tel Aviv. Der 63-Jährige ist trotz seiner 120 Kilo ein vitaler Mann, der Steaks liebt und seine Zeit am liebsten mit seiner Familie verbringt. Während seine Frau im Wohnzimmer Kaffee serviert, zieht er ein Fotoalbum aus einer Schublade. Es dokumentiert seine Reise nach China, die für Shtiglits die letzte hätte sein können.

Als er im November 2005 im Rollstuhl zum Flugzeug geschoben wird, kann Shtiglits kaum noch einen Fuß vor den anderen setzen. Seine Frau und die ältere Tochter begleiten ihn nach Shanghai. Am Tag nach der Ankunft wird Shtiglits ins Zhongshan Hospital gebracht, eines der größten Transplantationszentren Chinas. Er bekommt ein Zimmer im modernen Trakt, der Ausländern und reichen Chinesen vorbehalten ist. Shtiglits begegnet dort Patienten aus Kanada, Australien und Hongkong. Sie warten wie er auf eine lebensrettende Operation.

Shtiglits' Herz ist am Ende, es hat nur noch zehn Prozent seiner Leistungsfähigkeit. Das reicht gerade, um ihn am Leben zu halten, mit Glück. Mehrfach hat Shtiglits einen Herzstillstand erlitten, jedes Mal hat man ihn wiederbelebt. Manche Nacht verbringt er im Sitzen, um Luft zu bekommen.

Anderthalb Jahre hat er im Sheba Medical Center bei Tel Aviv gelegen und auf ein neues Herz gewartet. Doch in Israel werden Organe noch seltener gespendet als anderswo auf der Welt. Deshalb nimmt die Familie die Sache in die eigenen Hände. Shtiglits' Sohn sucht im Internet nach einem neuen Herz für seinen Vater. Überall heißt es: "Ja, Sie können kommen, aber für ein Herz müssen Sie mit mehreren Monaten Wartezeit rechnen."

Zeit, die Shtiglits nicht hat, glaubt die Familie. Deshalb fällt die Wahl auf China. Viele Kliniken dort bessern ihr Budget mit Organhandel auf, seit der Staat seine Zuschüsse an Krankenhäuser drastisch gekürzt hat. In China bekommt man ein neues Herz innerhalb von zwei, drei Wochen. Wenn man Glück hat, wie Mordechai Shtiglits, geht es noch schneller.

Eine Woche nach seiner Ankunft in Shanghai teilt der chinesische Chirurg ihm mit, am nächsten Tag werde er sein neues Herz bekommen. Shtiglits erfährt, dass der Spender 22 Jahre alt ist. Er fragt nicht, was dem Mann widerfahren sei. "Ich war krank, ich lag im Sterben", sagt er heute. "Sie deuteten an, er sei das Opfer eines Verkehrsunfalls."

Das ist äußerst unwahrscheinlich. Zwar sterben in China jährlich mehr als 60.000 Menschen im Straßenverkehr. Doch auch chinesische Ärzte wissen nicht im Voraus, wann jemand durch einen Unfall umkommt. Und es gibt im Land bis heute keine zentrale Logistik für eine schnelle Organverteilung.

Die Organentnahme bei Hingerichteten ist weltweit geächtet. Transplantation beruht auf dem Prinzip der Freiwilligkeit, doch Gefangene können nicht frei entscheiden. So sehen das der Weltärztebund und auch die internationale Transplantation Society. Das ist aber noch nicht das ganze moralische Problem der chinesischen Methode. Wenn zahlungskräftige Patienten pünktlich mit einem Organ versorgt werden müssen, reicht es nicht, darauf zu warten, dass ein passender Spender

zufällig zur rechten Zeit hingerichtet wird. "Die Gefängnisbehörden müssen potenzielle Spender gezielt suchen, auf Gesundheit, Blut- und Gewebetyp prüfen und sie hinrichten, solange der Tourist in China ist", schreibt der renommierte New Yorker Ethiker Arthur Caplan 2012 in dem Buch *State Organs. Transplant Abuse in China*: "Das ist schlicht Tötung auf Bestellung."

Die Geschichte dieser grausamen Praxis beginnt in den achtziger Jahren. Damals steckt das chinesische Transplantationssystem noch in den Anfängen. Doch dann setzt ein bemerkenswerter Aufschwung ein. Der Vize-Gesundheitsminister Huang dokumentiert ihn bei einer Präsentation in Madrid: Die Zahl der verpflanzten Nieren steigt zwischen 1997 und 2005 von 3.000 auf 8.500 pro Jahr, die der Lebern von zwei auf rund 3.000.

Eine Voraussetzung des Booms: neue und bessere Medikamente. Es sind Medikamente, die aus dem Westen kommen.

Das für Transplantationspatienten überlebenswichtige Cyclosporin A der Schweizer Firma Sandoz wird seit Mitte der 1980er Jahre nach China geliefert. Später verkaufen die Schweizer Konzerne Roche und Novartis, heute Eigentümer von Sandoz, sowie das japanische Unternehmen Astellas ihre Antiabstoßungsmittel in der Volksrepublik. Spätestens seit 1994 konnten die Konzerne von den Vorwürfen gegen China wissen: Damals veröffentlichte die Nichtregierungsorganisation Human Rights Watch einen detaillierten Bericht.

Ende 2005 beginnt Roche sein Mittel Cellcept sogar in China zu produzieren. Bei der Einweihungsfeier der Produktionsanlage in Shanghai begründet Roche-Chef Franz Humer laut einem Bericht im *Handelsblatt*, warum Cellcept ausgerechnet in China hergestellt werden solle: Im Gegensatz zu Japan gebe es dort keine ethischen oder kulturellen Hemmungen gegenüber der Transplantationsmedizin.

Die Regierung mag solche Hemmungen tatsächlich nicht haben. Die Bürger dagegen sind ängstlich. Ihre Bereitschaft, freiwillig Organe zu spenden, tendiert gegen null. Zwischen 2003 und 2009 wurden im ganzen Land nur 130 Organspender registriert. Viele Chinesen misstrauen dem Gesundheitssystem. Sie fürchten sich

davor, zu früh für tot erklärt zu werden oder mit einer Körperspende den Organhandel zu unterstützen.

Die westliche Pharmaindustrie ist auch für wissenschaftliche Untersuchungen in China verantwortlich. In Forschungsregistern sind neun klinische Studien mit rund 1.200 Transplantierten verzeichnet, an denen die Firmen Wyeth und Pfizer aus den USA, Novartis und Roche aus der Schweiz und Astellas aus Japan ihre Transplantationsmedikamente getestet haben. Insgesamt haben die Unternehmen für diese Studien mit 20 Kliniken in China kooperiert.

Die *ZEIT* fragte bei den Pharmafirmen nach, wie sichergestellt wurde, dass für diese Studien keine Organe Hingerichteter einbezogen wurden. Einige Konzerne antworteten gar nicht, andere gingen auf die konkrete Frage nicht ein. Roche und Pfizer versicherten nur, die Standards der Weltgesundheitsorganisation (WHO) seien eingehalten worden.

Die WHO verlangt, dass Organisation und Ausführung von Transplantationen "transparent und einer Überprüfung zugänglich" sein müssen. Menschenrechtsorganisationen haben vielfach kritisiert, dass China diese Regel permanent verletze.

Sieben Jahre ist es her, dass Mordechai Shtiglits sein neues Herz bekommen hat. Sieben geschenkte Lebensjahre. Shtiglits muss täglich eine Menge Tabletten schlucken, nicht nur gegen die drohende Abstoßung. "Mein ganzer Körper macht Mucken, die Nieren, die Beine, der Kopf... Aber mein Herz ist gut, es arbeitet zu 100 Prozent." Er lacht. "Ich habe ein junges Herz und einen alten Körper."

Seine Nachmittage verbringt Shtiglits in einem kleinen Laden bei einer Tennisanlage, wo er und seine Frau Getränke und Sportartikel verkaufen. Während Shtiglits von seiner Krankheit erzählt, turnt der zweieinhalbjährige Enkel auf einem Spielzeugpferd herum.

Shtiglits sagt: "Seit der Transplantation haben meine Kinder geheiratet, ich habe die Geburt von mehreren Enkelkindern erlebt, noch mehr Enkelkinder sind auf dem Weg. Ich danke Gott – ich kann mich nicht beklagen." Dass in China Organe von

Hingerichteten verpflanzt werden, findet er in Ordnung. "Die Chinesen töten die Gefangenen. Das heißt, dass ein Mensch stirbt, egal ob er ein Herz gibt oder nicht."

Mordechai Shtiglits' altes Herz wurde am 22. November 2005 entfernt, so steht es im dürren Entlassungsbrief, den die Ärzte des Zhongshan Hospital ihm mitgaben: Er enthält nur Shtiglits' klinischen Befund bei der Aufnahme, ein paar Laborwerte sowie Angaben über die verabreichte und die empfohlene Medikation. Kein Wort zum Spender oder zum transplantierten Organ, wie sonst üblich in solchen Briefen. Bis zum Jahr 2011 wurden am Zhongshan Hospital 300 Herzen transplantiert. Mit welchen Einrichtungen das Krankenhaus dafür zusammenarbeitet, beantwortet der Klinikleiter auf Anfrage der *ZEIT* nicht. "Transparent und einer Überprüfung zugänglich", wie es die WHO fordert, ist etwas anderes.

Den Tag der Transplantation hat die Familie auf einem Foto festgehalten: Shtiglits mit Kippa, im Gebet mit einem engen Freund, der in Shanghai lebt. Nachmittags gegen zwei wird Shtiglits in den Operationssaal geschoben. Shtiglits' Frau Ida und die Tochter Osnat warten im Vorraum. "Mitten in der Operation kam der Arzt heraus und gab mir einen Plastikhandschuh mit etwas Blutigem darin", erinnert sich Osnat. "Er sagte: Das ist der Herzschrittmacher Ihres Vaters."

Am nächsten Tag können Mutter und Tochter Mordechai Shtiglits schon durch eine Scheibe zuwinken.

Er erholt sich mit jedem Tag. "Man konnte sehen, wie die Farbe in sein Gesicht zurückkehrte", sagt Osnat. Ihr Vater hat eine persönliche Pflegerin, die ihn rund um die Uhr betreut. "Das Personal war immer verfügbar", sagt Osnat. "Wir hatten die bestmögliche Behandlung."

Tatsächlich erzielen einige große chinesische Transplantationszentren heute Ergebnisse, die mit denen westlicher Kliniken vergleichbar sind. Doch "der Erfolg kam nicht schnell und nicht einfach", wie Vize-Gesundheitsminister Huang in der Zeitschrift *Liver Transplantation* versichert. Huang, der sich in der Fachwelt gern und oft äußert, Fragen der *ZEIT* aber unbeantwortet lässt, ist als Transplanteur auf die komplizierte Leberverpflanzung spezialisiert. "Ganze Transplantationsteams aus der

Volksrepublik" seien im Ausland trainiert worden, schreibt er. Er selbst hat seine Fähigkeiten in Australien perfektioniert.

Heute dürfte Huang in Australien bei einer Transplantation vermutlich nicht mitoperieren. Medizinische Zentren dort stellen mittlerweile Bedingungen, wenn sie chinesische Chirurgen ausbilden. Stephen Lynch, Chefarzt am Princess Alexandra Hospital in Brisbane, verlangt von Bewerbern eine schriftliche Versicherung ihres Klinikdirektors oder eines Verantwortlichen von der Provinzregierung, "dass die bei uns erlernten Fähigkeiten nicht in Transplantationsprogrammen angewandt werden, die hingerichtete Gefangene als Spender nutzen".

Deutsche Ärzte sind weniger skrupulös. Das Deutsche Herzzentrum Berlin, an dem seit der Gründung 1986 fast 2.300 Herzen verpflanzt wurden, arbeitet mit mehr als 30 Kliniken in der Volksrepublik zusammen, darunter auch Transplantationszentren. Schon 2005 berichtet der persönliche Assistent des Ärztlichen Direktors Roland Hetzer im Sender Radio China International stolz über "neun feste Kooperationen mit Kooperationsurkunde oder einem Schild an der Tür". Initiator der Zusammenarbeit ist der langjährige Vertreter Hetzers, Weng Yuguo, ein aus der Provinz Sichuan stammender Herzchirurg mit deutschem Pass. "Mehr als 500 Ärzte [...] aus China haben über die Jahre an unserer Arbeit in Berlin teilgenommen", verkündet Hetzer im Mai 2012 bei der Eröffnung einer herzchirurgischen Tagung in Shanghai. "Einige der Chirurgen haben ein komplettes Training über fünf Jahre absolviert. Sie alle haben nach der Rückkehr in ihr Heimatland gute Arbeit geleistet."

Man könnte es auch anders formulieren: In Deutschland bekommen chinesische Ärzte das Handwerkszeug, das es ihnen erlaubt, in China Organe von Hingerichteten zu verpflanzen. Das Handwerkszeug für Menschenrechtsverletzungen.

Der Chirurg Liu Zhongmin gehört zu den Ärzten, die mehrere Jahre in Berlin gearbeitet haben. Heute ist er Executive Director des Chinesisch-Deutschen Herzzentrums in Shanghai, das im Jahr 2000 vom Deutschen Herzzentrum und vom Shanghai East Hospital gegründet wurde. Die Klinik ist der engste Kooperationspartner der Deutschen in China. Lius Qualifikationen sind auf der Website des Herzzentrums nachzulesen: Er sei der klinischen Forschung zu

"Herztransplantation, Kunstherz und kombinierter Herz-Lungen-Transplantation" verpflichtet. Wie viele Herzen wurden insgesamt am Chinesisch-Deutschen Herzzentrum verpflanzt? Woher stammten die Organe? Auf diese schriftlichen Fragen der *ZEIT* gibt Liu keine Antwort.

Weng, der langjährige Vertreter Hetzers und heutige Senior Oberarzt am Deutschen Herzzentrum, ist wie der Chirurg Liu Executive Director am Chinesisch-Deutschen Herzzentrum. Mehrmals im Jahr reist er nach China. Er hat die Operation geleitet, bei der 2001 das erste Kunstherz Chinas eingesetzt wurde.

Auch er schweigt gegenüber der *ZEIT*, ebenso wie Hetzer selbst.

Im Sommer 2012, am Rande eines Kongresses, sprechen wir Hetzer auf die Organentnahme bei Hingerichteten in China an. Er sagt: "Natürlich unterstütze ich das nicht, aber es ist nicht so, dass man primär sagen kann, das ist falsch. Der wird hingerichtet und nimmt seine Organe mit ins Grab. Wie würden Sie entscheiden, wenn Sie wüssten, Sie würden morgen geköpft werden?"

Jacob Lavee, der Arzt von Mordechai Shtiglits, findet schon die Abwägung dieser Frage unethisch. Es ist, glaubt er, eine Frage, die sich ein Arzt nicht stellen darf. Aber dann öffnete er eines Tages im Herbst 2005 die Tür zu dem Krankenzimmer im Sheba Medical Center, in dem sein damals schwer kranker Patient lag.

Shtiglits war seit Jahren bei Lavee in Behandlung. Lavee, Direktor der Abteilung für Herztransplantation an der Klinik, konnte ihm schon lange kaum mehr Hoffnung machen. An jenem Tag aber war Shtiglits guten Mutes. Er verkündete, er werde nach China fliegen und in zwei Wochen eine Herztransplantation haben. "Ich lächelte ihn an und sagte, das sei nicht möglich", erinnert sich Lavee, "aber es war ihm todernst."

Lavee hatte schon von Patienten gehört, die für eine Niere nach China reisten, doch dies hatte eine neue Dimension. Eine Niere oder Leberteile kann man lebenden Spendern entnehmen. "Wenn jemand ein Herz bekommt, heißt das, dass jemand anderes sterben muss."

Shtiglits ist der erste, aber nicht der letzte von Lavees Patienten, die für ein Herz nach China reisten. Der Transplanteur weiß von einem Dutzend Fällen. Ein oder zwei

Patienten starben, andere kehrten wie Shtiglits in guter Verfassung zurück. Als Arzt will Lavee das Beste für seine Kranken, doch er ist nicht bereit, jeden Preis zu zahlen. "Auch wenn es mich selbst beträfe", sagt er, und man glaubt es ihm: "Ich ginge nicht nach China. Und wenn ich dann sterben müsste." Lavee sagt aber auch: "Ich klage die Patienten nicht an. Wenn das Leben bedroht ist, greift man nach jedem Strohalm."

Nach Shtiglits' Rückkehr aus China behandelt Lavee seinen Patienten weiter. Der Herzspezialist freut sich über die Fortschritte, die Shtiglits macht. Zugleich beginnt er, politisch dagegen zu kämpfen, dass weitere Patienten ein chinesisches Herz bekommen.

Eine israelische Besonderheit erleichterte Shtiglits den Weg nach China: Die Kosten aller Auslandstransplantationen wurden seinerzeit von der Krankenversicherung erstattet, bis zum in Israel üblichen Satz. Shtiglits sagt, in seinem Fall habe das Gesamtpaket rund 170.000 Dollar gekostet – der Flug erster Klasse mit Ehefrau und Tochter, das Hotel in Shanghai, ein Übersetzer und ein persönlicher Betreuer für die Dauer des sechswöchigen Aufenthalts, die medizinische Behandlung und die Medikamente.

170.000 Dollar sind nicht viel in der Organhandelsbranche – China zählt auch auf diesem Gebiet zu den Billiganbietern. Shtiglits allein hätte das Geld aber wohl kaum aufgebracht. Auch die 65.000 Dollar für eine Niere wären für die meisten der 250 in China behandelten Israelis nicht bezahlbar gewesen. Lavee beschloss, dass der Kostenerstattung ein Ende gemacht werden müsse.

Er veröffentlichte Artikel in Fachzeitschriften, die von der israelischen Presse aufgegriffen wurden. Er diskutierte im Fernsehen mit Shtiglits, immer freundlich, aber in der Sache unversöhnlich. Er organisierte eine Konferenz unter der Schirmherrschaft der israelischen Transplantationsgesellschaft. Und er hatte Erfolg: Das israelische Transplantationsgesetz, das 2008 in Kraft trat, verbietet die Kostenerstattung für Auslandstransplantationen, wenn Organhandel im Spiel ist. Gleichzeitig soll das Gesetz die Chancen israelischer Bürger auf ein Organ im eigenen Land erhöhen: Wer einen Organspende-Ausweis besitzt, wird fortan bevorzugt behandelt, falls er selbst eine Transplantation braucht.

Seit das Gesetz in Kraft getreten ist, sei kein israelischer Patient mehr für eine Transplantation nach China gereist, sagt Lavee. In einem so kleinen Land kann ein Spezialist wie er das überblicken. In Internetforen wird Lavee nun als ein Arzt beschimpft, der den Weg der Patienten nach China blockierte.

"Auf diesen Vorwurf bin ich sehr stolz", sagt Lavee.

Doch er ist noch nicht am Ende seiner Mission. Denn der internationale Organtourismus geht weiter, auch wenn die chinesische Führung sich offiziell um Reformen bemüht.

Seit 2007 ist der Organhandel in China gesetzlich verboten. Das bedeutet nicht, dass Häftlingen keine Organe mehr entnommen werden dürften – dies ist weiterhin erlaubt. Die neuen Gesetze besagen: Organe, woher auch immer sie stammen, dürfen nicht mehr gegen Geld vermittelt werden, zum Beispiel an reiche Chinesen oder Europäer. Ab und zu gibt es jetzt publicityträchtige Aktionen: Im August 2012 zum Beispiel verhaftete die chinesische Polizei bei einer Razzia gegen mutmaßliche Organhändler 137 Personen, darunter 18 Ärzte. Doch zugleich werben Websites wie chinahealthtoday.com, placidway.com und novasans.com unverhohlen um Kunden weltweit: "Herztransplantation im Ausland – Klinikführer und Medizintourismus-Einrichtungen in China". Und der Staat? Lässt die Kliniken, die dahinterstehen, meist gewähren.

Organhandel, der von der Regierung geduldet wird. Hinrichtungen, die Material für Transplantationen liefern. Das ist erschreckend, aber es ist noch nicht alles. Es gibt noch einen weiteren, noch schlimmeren Verdacht. Man könnte ihn für die Spinnerei eines Thrillerautors halten, der ein Remake des Schockers *Fleisch* drehen will. Wenn da nicht der kanadische Anwalt David Matas und der ehemalige kanadische Staatssekretär David Kilgour wären, die 2010 für den Friedensnobelpreis nominiert wurden. Akribisch haben sie seit 2006 Fakten gesammelt. Der amerikanische Kongress hat sich im vergangenen Herbst mit dem beschäftigt, was sie zusammengetragen haben.

Matas' und Kilgours Material legt nahe, dass in China auch Häftlinge aus Arbeits- oder aus Umerziehungslagern getötet werden. Es geht bei ihren Recherchen

um Angehörige der Falun-Gong-Bewegung, die buddhistische Meditationstechniken praktiziert – Menschen, die gar nicht zum Tode verurteilt sind, die aber angeblich sterben müssen, weil ihre Organe zu einem Kranken passen.

Kann das sein? Tatsache ist: Mitglieder von Falun Gong werden in China verfolgt. Fakt ist aber auch: Jede Propaganda der chinesischen Regierung beantwortet die Falun-Gong-Bewegung mit geschickter Gegenpropaganda, vor allem im Ausland. Genau deshalb haben die beiden Kanadier Matas und Kilgour alles versucht, um sich in ihrer Recherche möglichst unabhängig zu machen von Aussagen der Falun-Gong-Anhänger. Sie sammelten nicht nur Material über Falun-Gong-Gefangene, die in der Haft medizinisch untersucht wurden, die spurlos aus Lagern verschwanden oder bei deren Leichen Körperteile fehlten. Sie interviewten auch ausländische Patienten, die in China eine Niere oder eine Leber verpflanzt bekamen. Es gelang ihnen sogar, ehemalige Mittäter über die Organentnahme bei Falun-Gong-Häftlingen zu befragen. Und sie dokumentierten Telefonate von Ermittlern, die sich als Patienten oder Angehörige ausgaben und bei chinesischen Transplantationszentren wegen Organen von Falun-Gong-Praktizierenden anfragten – Falun-Gong-Anhänger gelten als besonders geeignete Spender, während Strafgefangene häufig mit Hepatitis B infiziert sind.

Auch ein Telefonat mit dem Zhongshan Hospital wird im März 2006 aufgezeichnet – vier Monate nachdem Mordechai Shtiglits dort sein neues Herz bekam. Auf die Frage des Anrufers, ob auch Organe von Falun-Gong-Praktizierenden verpflanzt würden, antwortet ein Arzt: "Unsere sind alle von dem Typ."

Die Vorwürfe der beiden Kanadier seien "gut recherchiert und sehr schwerwiegend", sagt Manfred Nowak, Professor für Völkerrecht an der Universität Wien und bis zum Jahr 2010 UN-Sonderberichterstatter über Folter. Ein wichtiges Indiz sei, dass der starke Anstieg der Transplantationszahlen in China zeitlich mit der Verfolgung von Falun Gong zusammenfalle. Im Namen der Vereinten Nationen bat Nowak die chinesische Regierung in dringenden Aufforderungen – im UN-Jargon: *urgent appeals* – um genaue Angaben, woher all die transplantierten Organe stammen. Die Volksrepublik China habe alle Vorwürfe stets als Propaganda zurückgewiesen, sagt Nowak, aber nie entkräftet.

Nachdem sich der US-Kongress mit den Recherchen von Matas und Kilgour sowie weiteren Erkenntnissen befasst hatte, unterzeichnete etwa ein Viertel der Mitglieder des Repräsentantenhauses einen Brief an die damalige Außenministerin Hillary Clinton. Darin forderten sie das State Department auf, mögliche Informationen, die es über den "unglaublichen Missbrauch bei Organtransplantationen" besitzen könnte, öffentlich zu machen.

Michael Millis, Cheftransplanteur an der renommierten University of Chicago Medicine, möchte gar nicht so viel über das chinesische Transplantationssystem wissen. Er sagt, er sei "bewusst nicht in die Details des Gefangenenspender-Systems eingetaucht". Das ist bemerkenswert, denn Millis berät die chinesische Regierung seit mehr als einem Jahrzehnt in Transplantationsfragen. Mit Vize-Gesundheitsminister Huang ist er sogar befreundet. Millis wusste nach eigenen Worten von Anfang an, dass in China Organe von Hingerichteten entnommen werden, obwohl die Regierung dies in den ersten Jahren seiner Beratertätigkeit offiziell leugnete. Er selbst hat allerdings, wie er sagt, nie in China transplantiert. Er beschränke sich darauf, dort Reden und Vorlesungen zu halten, wie er betont. Millis will in China "ein international akzeptiertes und ethisch einwandfreies Transplantationsprogramm entwickeln". Er sagt, ihm schwebt ein "freiwilliges System" vor, "das die Anschuldigungen eliminiert".

In Millis' Vorzimmer künden Fotobände von der China-Begeisterung des Chefs: Sohn Andrew beim Tauchen in China, Vater und Sohn in einer chinesischen Klinik, die ganze Familie beim Gruppenfoto mit dem Vize-Gesundheitsminister. Millis, sein Sohn und Huang haben auch schon gemeinsam in der Fachzeitschrift *The Lancet* publiziert.

Auf die mutmaßliche Organentnahme bei inhaftierten Falun-Gong-Anhängern angesprochen, sagt Millis: "Das ist kein Einflussgebiet von mir, es gibt viele Dinge auf der Welt, die nicht mein Fokus oder Interesse sind."

Millis findet, wichtige Schritte seien schon gemacht. Seit der Organhandel in China verboten ist, benötigen Transplantationszentren eine Lizenz des Gesundheitsministeriums. Allerdings führen Militärkrankenhäuser ein Eigenleben und

sind sogar für Partei und Regierung kaum kontrollierbar. Selbst Vize-Gesundheitsminister Huang bezeichnet die Organentnahme bei Hingerichteten mittlerweile als "ethisches Problem". Es ist nicht klar, ob er dabei aus Überzeugung spricht oder ob der internationale Druck zu groß geworden ist. Völlig abschaffen will Huang die Verwendung von Organen Hingerichteter jedenfalls nicht. Die chinesische Regierung will lediglich die Abhängigkeit von der Gefangenenspende verringern – schließlich gehen die Hinrichtungszahlen seit einigen Jahren zurück. Mit dem chinesischen Roten Kreuz wurde deshalb ein Pilotprojekt gestartet, um freiwillige Organspenden zu fördern.

Und Cheftransplanteur Millis? Hat geschäftliche Interessen in China. Mit der Firma Vital Therapies Inc. will er eine künstliche Leber auf den Markt bringen: Das sogenannte ELAD-System soll Menschen mit Leberversagen stabilisieren, bis ihr Organ sich erholt hat oder ein neues transplantiert werden kann. Millis ist Vorstandsmitglied von Vital Therapies. Vor sieben Jahren begann in China eine Pilotstudie zu ELAD mit 49 Patienten, im Jahr darauf beantragte Vital Therapies die Zulassung in China. Der potenzielle Markt dort ist riesig: 300.000 Patienten im Endstadium einer Lebererkrankung.

Im Juli 2012 ist Michael Millis zu Besuch in Berlin. Dort findet der 24. Internationale Transplantationskongress statt. Mehr als 5.000 Besucher aus aller Welt tauschen sich über neueste Entwicklungen in der Transplantationsmedizin aus. Roland Hetzer, der Ärztliche Direktor des Deutschen Herzzentrums, ist auch da. Vor dem Internationalen Congress Centrum haben Falun-Gong-Anhänger einen Stand aufgebaut. Eine zierliche Asiatin streckt den Besuchern Flugblätter entgegen. Sie heißt Liu Wei. Flugblätter, behauptet sie, seien es auch gewesen, die ihr im September 2001 zum Verhängnis wurden: Flyer ihrer Falun-Gong-Gruppe, die sie zu verstecken vergessen hatte. Die heute 40-Jährige arbeitete damals bei der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) in Peking. 16 Monate verbrachte sie nach ihrer Verhaftung in Gefangenschaft. Sie sei geschlagen und durch Schlafentzug gefoltert worden, erzählt Liu.

Eines Tages, sagt sie, sei ein Team von zehn Ärzten und zehn Polizisten ins Gefängnis gekommen, um sie und andere Gefangene zu untersuchen. Nur die Falun-

Gong-Anhänger seien herausgerufen worden. Man habe ihr daraufhin Blut abgenommen, ihre inneren Organe seien per Ultraschall gescannt worden, die Ärzte hätten sie nach Vorerkrankungen in ihrer Familie gefragt. Fünf bis sechs Mal habe es solche Untersuchungen gegeben. Von den Ergebnissen hörte sie nie etwas.

Dem ständigen Druck im Lager war Liu nicht gewachsen. Zum Schein begann sie, sich von Falun Gong loszusagen. "Ich fühlte mich wie abgestorben", sagt sie. "Aber ich war noch jung, ich wollte leben."

Als Liu Ende Januar 2003 aus der Gefangenschaft entlassen wurde, stellte die GTZ sie wieder ein. Ein Jahr später reiste Liu nach Deutschland aus. Heute sagt sie: "Ich hatte großes Glück, dass zu jener Zeit offenbar keines meiner Organe von einem Patienten gebraucht wurde."

Während Liu draußen Flugblätter verteilt, eröffnet drinnen Kongresspräsident Peter Neuhaus von der Universitätsklinik Charité die Pressekonferenz.

Er freue sich besonders, dass 160 chinesische Kollegen den Weg nach Berlin gefunden hätten, sagt er. Von einem Journalisten nach der Organentnahme bei Hingerichteten in China gefragt, sagt Neuhaus: "Dass das so gewesen ist, ist unbestritten." Der chinesische Vize-Gesundheitsminister habe ihm aber vor zwei, drei Jahren versichert, dass der Staat nun darauf achte, dass so etwas nicht mehr passiere.

Die chinesische Regierung achtet auf vieles. Auch darauf, dass Berichte wie der des Pekinger Anwalts Han Bing aus dem Internet verschwinden.

Mitarbeit: Arne Schwarz

Zwei gegen π

Die Zahl Pi ist die älteste Trophäe der Mathematik. Ein Team hat versucht, sie auf zehn Billionen Nachkommastellen genau zu berechnen - eine Expedition ins Unbekannte.

Von Roland Schulz, SZ-Magazin, 19. April 2013

Sie rückten pünktlich in die Unendlichkeit aus, Sonntagvormittag um halb elf. Sie hatten die Maschine dafür gemeinsam geschaffen, Shigeru Kondo ihre Systeme, Alexander Yee den Code, der ihr befahl.

»Option?«, fragte die Maschine. Sie war startklar. Shigeru Kondo gab die Ziffer 0 ein, das Signal. Es war der 10. Oktober 2010, die Systemzeit zeigte 10:33:45 Uhr.

»Beginne Berechnung«, antwortete die Maschine. Sie war nackt, kein Gehäuse schirmte ihre Komponenten. Sie war von Ventilatoren umstellt, weil es sehr heiß werden würde, je weiter sie in die Unendlichkeit vordrang. Auf Kondos Bildschirm blinkte der Auftrag auf. »Konstante: Pi«, meldete die Maschine. »Fortschritt: 0 %«.

»Dann wurde es brutal«, sagt Alexander Yee über eine wankelmütige Internetverbindung, die seine Stimme stocken lässt. »Wir haben einen Haufen Gerät vernichtet. «

Yee, Student, 24 Jahre alt, foltert Maschinen. In der Welt der Zahlen ist er deswegen ein Star. Er lässt Computer rechnen, bis sie glühen. Er hält etliche Weltrekorde, sein Partner Kondo und er wagten sich in Weiten der Mathematik, die nie ein Mensch zuvor vermessen hatte. Am 10.10.10 brachen die beiden zu einer besonderen Zahl auf – Pi.

Wer den Umfang eines Kreises durch seinen Durchmesser teilt, erhält immer die gleiche Zahl, eine Konstante: π . Diese Kreiszahl Pi ist für alle Kreise gleich, egal ob sie klein wie eine Murmel sind oder groß wie der Mond. Jedes Schulkind lernt Pi kennen, meist auf zwei Kommastellen gerundet: 3,14. In Wirklichkeit läuft Pi aber

weiter, 3,1415926535897932384626433832795028841971693993751058209749445923078164062862089986280348253421170679... Kommastelle auf Kommastelle, bis in die Unendlichkeit. »Pi ist einzigartig«, sagt Yee. »Keine Zahl ist so berühmt wie sie.«

Yee studiert Informatik an der Universität von Illinois, seine Studentenbude sieht aus wie der Kontrollstand eines Kraftwerks. Vier Bildschirme warten auf Befehle, dahinter stapeln sich seine Rechner, die er mit Kosenamen ruft, um sie in seinem Netzwerk schneller ausfindig zu machen. Zahlen sind sein Zuhause.

Als Schuljunge spazierte er durch alle Rechenaufgaben, schnell maß er sich in Mathe-Wettkämpfen. Sein Vater, ein aus China nach Amerika eingewanderter Ingenieur, stachelte den Wissensdrang des Sohnes mit Analysis und Algebra an. Zum Erstaunen der Eltern streuten Yees Zensuren jedoch abseits der statistisch erwartbaren Werte. Er schaffte es dennoch auf die Highschool. Dort sollte Yee in einem Informatikkurs ein simples Programm schreiben, das große Zahlen multiplizieren und dividieren konnte. Eine Fingerübung, die ihn noch nach der Abgabe fesselte.

Er verbiss sich in Potenzen und Wurzeln, befahl dem Programm, Gleichungssysteme zu berechnen, Hyperbeln, Logarithmen. Seine gesamte Schulzeit über schrieb er den Code fort. Als Student programmierte er sich bis in die Zahlenräume, die jenseits seines Verständnisses lagen. Die Formeln sagten ihm nichts mehr. Aber mit Code konnte er sie fassen. Auf diese Art gelangte er schließlich zu den Schönheiten der Mathematik – den Konstanten.

Konstanten sind Zahlen, die sich einer endgültigen Deutung entziehen. Manche Konstanten sind irrational. So nennen Mathematiker Zahlen, die sich nicht als Bruch von zwei ganzen Zahlen darstellen lassen – ihre Ziffern laufen nach dem Komma in Ewigkeit weiter, ohne sich periodisch zu wiederholen. Manche Konstanten sind transzendent. So heißen Zahlen, die sich nicht mit Algebra fangen lassen – es gibt keine Gleichung aus einer endlichen Anzahl von ganzen Zahlen, deren Ergebnis der Konstante auch nur nahe käme. Niemand kann diese Konstanten zu Ende rechnen. In der Welt der Zahlen, in der sonst so strenge Gesetze herrschen, sind Konstanten der Wilde Westen.

Yee preschte mit der Lust eines Entdeckers durch dieses Land. Er goss die Euler'sche Zahl in Code. Den Goldenen Schnitt. Die Quadratwurzel aus 2. Die Catalan'sche Konstante und die von Apéry. Er hatte Tausende Zeilen an Code. Nun wollte er wissen, wie gut er gearbeitet hatte. Er jagte sie erst auf ein einfaches Ziel – die Euler-Mascheroni-Konstante. Was ist das? »Hey, ich bin nur der Computer-Typ«, sagt Yee, sein Lachen klingt durch die Leitung. »Ich wollte nur sehen, wie schnell mein Code rechnen kann.«

Sein Code war höllisch schnell. Er stürmte die Euler-Mascheroni-Konstante entlang, in 96 Stunden schaffte er es, ihren Wert auf fast 15 Milliarden Stellen hinter dem Komma zu berechnen, Weltrekord. Der Computer, auf dem der Code lief, heizte die Schaltkreise seiner Hauptplatine unter dieser Vollast auf 95 Grad Celsius auf. Yee war elektrisiert. Er hatte die Maschine an das Ende ihrer Kräfte gepeitscht.

Jetzt hetzte er seinen Code auf eine Konstante nach der anderen. Catalan'sche Konstante, 15,5 Milliarden Stellen, Weltrekord. Apéry's Konstante, 31 Milliarden Stellen, Weltrekord. Euler'sche Zahl, 100 Milliarden Stellen, Weltrekord. Yee war 21 Jahre alt, ein Frischling seiner Fakultät, aber sein Ruf reichte schon bis Japan. Dort pflegte in der Präfektur Nagano ein Systemingenieur namens Shigeru Kondo die Kunst des Wettrechnens von Konstanten.

Kondo, Mitte 50, war ein Mann der Maschinen. Er baute Computer aus billigen Teilen vom Versandhandel und frisierte sie, bis sie zu extremen Leistungen fähig waren. Code interessierte ihn kaum. Kondo hielt die meisten der Weltrekorde, die Yees Code zermalmt. Er machte seinem Konkurrenten ein Angebot. Sie beide, gemeinsam, gegen Pi.

Pi ist die älteste Trophäe der Mathematik. Archimedes wollte sie berechnen, der legendäre Astronom Dschamschid al-Kashi aus Samarkand und auch Ludolph van Ceulen, der so stolz darauf war, Pi auf 35 Stellen bestimmt zu haben, dass er sie in seinen Grabstein schlagen ließ. Sie alle lernten Pi als mathematische Fata Morgana kennen: Je näher sie der Konstante zu kommen glaubten, desto weiter rückte Pi in die Ferne. Pi ist als Zahl sowohl irrational als auch transzendent – Pi endet nie.

So unermesslich weit reicht Pi in die Unendlichkeit, dass Mathematiker es für möglich halten, jede nur denkbare Nummer stecke irgendwo in Pi: jeder PIN-Code, jede Telefonnummer, der Geburtstag aller jemals geborener Menschen und sogar die Geburtstage jener, die bis ans Ende aller Tage auf die Welt kommen werden. Wer die Buchstaben des Alphabets als Ziffern von 0 bis 52 verschlüsselt und weit genug in Pi wandert, wird mit dieser Matrize nach endlosen Wüsten von Nonsens plötzlich auf die Bergpredigt stoßen. Oder einen Liedtext von Elvis. Oder das Grundgesetz. Pi macht Mathematiker zu Philosophen. Kondo und Yee waren sich einig: Das Teil war fällig.

Kondo zimmerte die Maschine zusammen, die Pi knacken sollte. Er wählte eine Z8PE-D12-Hauptplatine, zwei Xeon-X5680-Prozessoren, zwölf gestaffelte Arbeitsspeicher zu acht Gigabyte und drei LSI MegaRaid Controller. Sonst nur Festplatten. Seiner Ehefrau verheimlichte Kondo die Kosten.

Yee schliff unterdessen seinen Code. Er schrieb dem Programm die schnellste Formel für Pi ein, die er finden konnte. Die letzten Genies, die an Pi gescheitert waren, hatten sie aufgestellt: die Gebrüder Chudnovsky – zwei russische Mathematiker, die Ende der Achtzigerjahre einen Supercomputer in ihrer Mietwohnung hochzüchteten, der sie eine Milliarde Stellen in Pi schoss. Es war ein Windhund von Formel, ebenso angriffslustig wie elegant. »Aber leider ist mein Verständnis von Mathe nicht so fortgeschritten«, sagt Yee. »Gern würde ich begreifen, wie genau die Formel funktioniert.«

Im Mai 2010 sandten Kondo und Yee den Code das erste Mal in Pi. Als er drei Monate später wieder auftauchte, hatte er fünf Billionen Dezimalstellen erblickt. Das war nicht übel. Der bisherige Rekordhalter, ein französischer Kryptologe, hatte nach 2,7 Billionen Stellen kapituliert. Ermutigt beschlossen Kondo und Yee, eine weitere Expedition in Pi zu wagen. Am 10.10.2010 gab Kondo der Maschine das Startsignal. Es war 10:33:45 Uhr.

Sekundenbruchteile später schossen sie am Feynman-Punkt vorbei, eine Folge von sechs Neunern, die an Dezimalstelle 762 beginnt, 999999 – die letzte Landmarke vor der Unendlichkeit, die Menschen noch mit eigener Kraft erreichen können. Ab da braucht es Maschinen. Pi soff dahinter sofort wieder in seinen Rhythmus willkürlich

wirkender Ziffern ab. Es war vertrautes Terrain. Pi war hier vielfach vermessen worden.

An vorbestimmten Orten zeichneten sich, wie Wegweiser in der Wüste, jene Stellen ab, an denen Pi allen Forschungsreisenden vorgaukelt, einer geheimen Ordnung zu genügen: Auf Höhe der dreihundertmillionsten Stelle standen acht Achten, 88888888. Später folgte ein Massiv von zehn Sechsern, 6666666666. Weit hinter der Marke von 500 Milliarden Stellen begann Pi plötzlich zu zählen, 123456789, bevor es wieder in Ödnis verschwand. Alles lief reibungslos. Das war verdächtig.

Kondo und Yee hatten längst mit einer Havarie gerechnet. Maschine und Code stemmten bis zu 17 Milliarden Rechenoperationen in der Sekunde, und das seit Wochen, pausenlos. In diesen Dimensionen sind Schäden kein statistisches Risiko mehr, sondern nur noch eine Frage der Zeit. Am 9. Dezember 2010 war es so weit. Auf Kondos Bildschirm stauten sich blutrote Zeilen.

»Fehler Code: 2 - Unbekannter Fehler«

»Versuche Berechnung erneut«

»Fehler Code: 2 - Unbekannter Fehler«

»Versuche Berechnung erneut«

Sie hatten sich irgendwo in Pi festgefressen. Kondo und Yee fingen von vorn an. Jetzt stießen Mensch und Maschine an ihre Grenzen. Es war Winter in Japan, aber im Zimmer der Maschine herrschten 40 Grad Celsius.

Sie schluckte so viel Strom, dass Kondos monatliche Kosten dafür auf 270 Euro emporschnellten. Wusch seine Frau Wäsche, hing sie die nassen Klamotten kurz in die Nähe des Biests, schon waren sie trocken. Engeren Kontakt unterband Kondo. Während der ersten Expedition in Pi hatte sich seine Tochter die Haare föhnen wollen, worauf die Hauptsicherung herausflog. Nur eine Notstrombatterie rettete Pi. Auch jetzt kam es zu Ausfallerscheinungen. Erst verweigerte ein Lesekopf den Dienst. Dann brannte am 11. Februar 2011 die erste Festplatte durch.

»War noch Garantie drauf«, sagt Yee, durch die Telefonleitung dringt das Geklapper fieberhaften Tippens. Was macht er da? Yee stoppt kurz. »Ich kann multitasken wie irre«, sagt er. Er hat sich angewöhnt, seine Codes auf Bildschirm Eins zu schreiben und zeitgleich auf der Zwei in Maschinensprache zu übersetzen, während er auf dem dritten Monitor sein Netzwerk auf Tempo trimmt. Auf den vierten schaltet er zur Entspannung Zeichentrickfilme. Seine schnellsten Rechner dürfen die Namen der Heldinnen seiner Lieblingsserie tragen.

Anfang März waren Kondo und Yee wieder auf Spur. Sie rangen ihrem System inzwischen von Hand Sicherheitskopien ab, alle ein, zwei Billionen Stellen, so stießen sie von Basislager zu Basislager ins Nichts vor. Die Angst vor Ausfällen blieb. Sie standen kurz davor, das bekannte Universum von Pi zu verlassen, dessen Grenzen sie selbst acht Monate zuvor vermessen hatten: fünf Billionen Stellen. Was mochte jenseits dieses Horizonts liegen?

Wie alle wurden Kondo und Yee von der Katastrophe überrascht. Am 11. März 2011 überrollte ein Tsunami die Ostküste Japans, zerstörte das Atomkraftwerk von Fukushima, löste eine Kernschmelze aus und unterbrach Teile des Stromnetzes. Bang wartete Yee in Amerika auf ein Zeichen.

»An diesem Punkt habe ich mich gefragt: Warum machen wir das eigentlich?«, sagt Yee. Nach allem, was er wusste, lagen große Teile Japans in Trümmern. Die Küste musste verseucht sein. Niemand kannte die Zahl der Toten. Yee dachte an Pi: »Sollten wir nicht etwas Sinnvolleres machen?« Kein Mensch braucht Milliarden Stellen von Pi, selbst ein Mathematiker nicht. Zehn Stellen nach dem Komma genügen, um über Pi den Umfang der Erde auf den Millimeter genau zu berechnen. Mit 47 Dezimalstellen lässt sich ein imaginärer Kreis um das bekannte Universum legen.

Endlich erhielt Yee eine E-Mail von Kondo. Er sei wohlauf. Und: Er habe noch Strom. Die Maschine speiste sich aus dem westlichen, nicht von Zerstörungen betroffenen Stromnetz Japans. Der Code war unversehrt auf dem Weg in die Unendlichkeit. Kondo und Yee zweifelten nicht lang an ihrem Tun. Sie waren angetreten, gemeinsam, gegen Pi. Aufgeben war keine Option.

Viermal mussten sie umkehren, um vom Basislager auf fünf Billionen Stellen einen neuen Anlauf zu starten, dabei die von Pi zerschmetterten Festplatten im Dutzend austauschend. Sie marterten die Maschine. Sie hofften, zehn Billionen noch zu schaffen. Mehr Pi würde die Speicher der Maschine platzen lassen.

Am 16. Oktober 2011, nach zwölf Monaten, sechs Tagen, vier Stunden, vierzig Minuten und drei Sekunden, waren sie da. Auf Kondos Bildschirm glomm eine Zahl. Was war die Antwort? Warum machten sie das? »Einfacher Grund«, sagt Yee. »Weil wir es konnten.«

Sie hatten Pi bis zur zehnbillionsten Stelle berechnet. Es war eine 5.

Mein Kumpel, der Islamist

Eigentlich wollte unser Autor nach Damaskus. Daraus wurde nichts. Stattdessen verbrachte er zwei Wochen in einer syrischen Islamisten-WG.

Von Carsten Stormer, Playboy, 01.08.2013

Amir weckt mich wie jeden Morgen mit der Frage, ob ich heute mit ihm sterben möchte. „Ich kann Dich nach Damaskus bringen. Aber das überleben wir nicht. Dann gehen wir gemeinsam zu Allah, Du und ich, als Märtyrer“, sagt er mit einem freundlichen Grinsen, als gäbe es nichts Schöneres, gerade möglichst schnell ins Gras zu beißen. „Nö, lass mal, Amir“, sagte ich. Denn die Nacht war lang. Im Fernsehen lief Dortmund gegen Malaga. Ich schüttelte meinen Kopf und den Schlaf und die Kälte aus meinen Gliedern. „Heute nicht!“

Ich will nach Damaskus, aber lebend. Amir, 22 Jahre alt, kann nicht ruhig sitzen bleiben, will ständig etwas unternehmen. Einen Checkpoint der syrischen Armee angreifen, zum Beispiel. Oder einfach nur die Gegend auskundschaften. So wie heute. Wir verstehen uns gut. „Ich will dir etwas zeigen“, sagt er und hüpfert unruhig von einem Bein aufs andere. „Mach schon, mach schon!“ Ein Ausflug? Warum nicht? Alles besser, als einen weiteren Tag auf meiner fleckigen Matratze wegzudämmern. Es ist ein kalter Aprilmorgen. Manche Bergkuppen schimmern noch weiß vom Schnee, als hätte jemand Puderzucker über sie gestreut. Aber die Sonne scheint und die Obstbäume tragen zarte Blüten. Ein schöner Tag. Für einen Augenblick vergesse ich, dass hier seit zwei Jahren ein Bürgerkrieg mit bislang 80.000 Toten tobt. Und ein Ende ist nicht in Sicht.

Amir drückt noch schnell ein paar Patronen in das Magazin seiner Kalaschnikov, bevor er sich das Gewehr über die Schulter wirft und ins Auto springt. Zwei seiner Kumpels begleiten uns. Wir fahren einen Berg hinauf, immer höher und höher über Geröll und Schutt. Kein Baum wächst hier, kein Strauch, kein Busch. Nur ein eisiger

Wind bläst über die kahlen Hänge. „Schau, da hinten liegt der Flughafen von Damaskus. Den werden wir bald einnehmen“, sagt Amir und zeigt mit ausgestrecktem Arm nach Süden in den Dunst. Ich gebe mir Mühe, kann aber nichts erkennen.

In dem Moment taucht ein Hubschrauber am Himmel auf.

Aber von Anfang an:

Seit einer Woche hänge ich unweit des Städtchens Horsh Arab fest, 35 Kilometer nördlich von Damaskus. Um mich herum nur Felder, Obstbaumplantagen und Berge. Postkartenidylle, 1400 Metern über dem Meeresspiegel. Ich teile mir das einzige Zimmer eines winzigen Gehöftes am Stadtrand mit fünf Islamisten der Freien Syrischen Armee (FSA). Drei von ihnen hießen Muhammad, was ich schön finde, da ich mir Namen schlecht merken kann. Außerdem wäre da noch Amir, mein Fahrer und Übersetzer, der den Bürgerkrieg mit einem Videospiel verwechselt sowie Abu Ahmad, der Prediger, der den Koran auswendig kann und der mich ständig zum Islam bekehren will. Kampferprobte Veteranen der Schlachten um Homs, Kusair und Hama.

Ich strandete ungewollt hier. Aus meiner Reise nach Damaskus wurde eine Reise in die Köpfe islamistischer Rebellen. Keiner von ihnen ist älter als 25, aber alle tragen schwarze Rauschebärte und die Haare kurz geschoren. Nette Jungs, an sich, lustig drauf, wir albern herum und verstehen uns gut. Keine geifernden, intoleranten Extremisten, die alles hassen, was gegen ihre Weltsicht geht. Ich hatte mir das anders vorgestellt. Natürlich nehmen sie Anstoß an Alkohol und Drogen, Nachtclubs und Sex. Geschlechtsverkehr? Nur mit der Ehefrau, meint Abu Ahmad. Und da sie alle unverheiratet sind, gehen sie unbefleckt und unbefriedigt durchs Leben. Was vielleicht erklärt, warum sie ihre Kalaschnikovs streicheln und liebkosen, als hielten sie ein Mädchen im Arm.

Es ist oft von DEN Rebellen die Rede, wenn es um die bewaffnete Opposition in Syrien geht. Aber DIE Rebellen gibt es nicht. Es sind heterogene Gruppierungen, mit unterschiedlichen Zielen, oft zerstritten. Darunter Säkulare, Studenten, Anwälte, Ärzte, Deserteure der syrischen Armee, Bauernsöhne. Inzwischen übernehmen immer mehr radikale Islamisten aus dem Dunstkreis von Al Qaida das Ruder im syrischen Bürgerkrieg. Wie Jabhat al-Nusra oder Ahrar al-Scham. Eines haben sie alle

gemeinsam: Den Diktator Baschar al-Assad zu stürzen. Nur darüber, wie dieses Ziel erreicht werden und was danach kommen soll, sind sie sich nicht einig. Freie Wahlen und eine islamische Demokratie nach türkischem Vorbild? Oder ein islamistisches Kalifat mit dem Koran als Grundgesetz und der Scharia als Rechtsprechung?

Es war nicht leicht, in diese Gegend zu kommen. Hinter mir liegt eine abenteuerliche Odyssee, die mich von Beirut in die alte römische Stadt Baalbek führte und weiter auf Schleichwegen bis hin zur libanesisch-syrischen Grenze. Dort traf ich Verbindungsleute, die mich nach Syrien schleusten; illegal und ohne Visum. Mein Ziel: Die Vororte von Damaskus. Das Gravitationszentrum des Bürgerkrieges. Dort, wo sich die Rebellen eingegraben haben und einen verbissenen Stellungskrieg mit der syrischen Armee führen. So weit die Theorie. Denn die Armee war gerade dabei, einen Ring um die Hauptstadt zu ziehen und die Verstecke der Rebellen ununterbrochen mit Artilleriebeschuss und Luftangriffen zu belegen. Fliegende Checkpoints blockieren die Zugangswege. Niemand kommt rein, niemand raus. Den Rebellen sind seit Tagen Flucht- und Nachschubwege abgeschnitten.

Mein Kontaktmann hatte mich gewarnt. Eine Einheit islamistischer Rebellen werde sich um mich kümmern und nach Damaskus bringen, Insch'allah. So Gott will. Aber ich solle mir keine Sorgen machen. „Das sind ganz nette Leute!“ In meinem Kopf spulen sich Bilder Kalaschnikov schwingender Extremisten ab.

Islamisten, also.

„Bist du Muslim?“, fragt mich einer der Muhammads bei unserer ersten Begegnung mit stechenden Augen. Dies wäre der Zeitpunkt für eine kleine Lüge gewesen, die man in diesem Teil der Welt auch als Selbstverteidigung interpretieren könnte. Denn ich bin Atheist, und nur eine Sache ist für einen gläubigen Muslim verwerflicher, als den falschen Gott anzubeten: nämlich gar keinen. Ich schüttelte also den Kopf. „Christ?“ Auch nicht. Er fängt an zu grübeln, zupft sich am Bart, seine Augen verengen sich zu Schlitzeln und er tritt ganz nah an mich heran, so dass ich seinen Atem auf meinem Gesicht spüren kann: „Etwa Jude?“ Mein Adamsapfel beginnt zu tanzen und ich krächze: „Keine Religion, kein Gott.“ Worauf alle erstaunt die Augen aufreißen, „al-hamdu li-lah“ rufen und in eine lautstarke Diskussion

verfallen, die sich anhört, als würden meine Gastgeber besprechen, wie sie diesen ungläubigen Sohn einer räudigen Hündin am besten ins Jenseits befördern könnten. Ich gehe vor die Türe und rauche zur Beruhigung eine Zigarette. Irgendwann gesellt sich Amir zu mir und pafft schweigend Rauchringe in den Nachthimmel. Meine Hände zittern ein bisschen. Drinnen im Zimmer wird das Gezanke immer lauter und Amir, meine fragenden Blicke deutend, übersetzt: „Die streiten sich gerade, ob sie dir Hühnchen oder Lamm kochen sollen.“

Wann kann ich nach Damaskus, Amir? „Bukara, insch'allah“, antwortet Amir. Morgen, so Gott will. Aber das sagte er schon gestern und vorgestern und die Tage davor. Noch immer werden die von den Rebellen genutzten Straßen und Schleichwege nach Damaskus vom Militär kontrolliert. Überall Kämpfe. Luftangriffe. Checkpoints. Es zu versuchen, wäre Selbstmord. „Ich bringe dich gerne nach Damaskus. Kein Problem. Aber dann werden wir gemeinsam sterben“, sagt Amir. Die Tage vergehen so langsam, als würde eine Uhr die Zeit in Splitter schlagen. Ich starre an die Decke, Sekunden werden zu Minuten, Minuten zu Stunden und ich blicke dem Tod durch Langeweile ins Gesicht. Die Aussicht, einen weiteren Tag in diesem Loch zu verbringen, deprimiert mich. Mit fünf Männern auf engstem Raum, die ständig beten oder ihre Gewehre streicheln. Ohne warmes Wasser, Strom gibt es nur ein paar Stunden am Tag. Meine Islamisten-Kumpels kümmern sich zwar rührend um mich, kochen zwei Mal am Tag, lassen mich mit ihren Gewehren auf Zielscheiben schießen, auf denen Präsident Assad abgebildet ist. Abu Ahmad und einer der Muhammads nutzen die Zeit und versuchen, mich zum Islam zu konvertieren.

In unserem Gemeinschaftszimmer gehen die Besucher ein und aus. Mal kommt eine Gruppe Kämpfer zum gemeinsamen Beten vorbei. Ein anderer liefert eine Ladung aus dem Libanon geschmuggelter Gewehre und Munitionskisten ab. Einmal erscheint ein Mann mit einem Eselswagen, auf dem eine riesige Satellitenschüssel liegt, die unter viel Trara auf dem Dach des Gehöfts montiert wird. Das ist einerseits toll, weil es nun Internetzugang gibt, andererseits ist die in der Sonne glitzernde Parabolantenne aber auch ein leichtes Ziel für die Hubschrauber und Kampflugzeuge der syrischen Armee. Amir, den Muhammads und dem Prediger scheint dies nicht zu stören. Facebook und Skype bieten eine willkommene Ablenkung zu Beten und

Waffenstreicheln. Ein anderes Mal kommt eine Lastwagenladung mit medizinischem Gerät an. Denn in Horsh Arab gibt es zwar ständig Angriffe der Armee aber kein Krankenhaus, um die Verletzten zu behandeln. Hin und wieder schaut Mo vorbei, ein amerikanischer Syrer, der aus der Bronx gekommen ist, um sich der Revolution anzuschließen und der mit einem ausgeklügelten Fitnessprogramm für die Rebellen das Regime in die Knie zwingen will. Aber wie genau das Trimm-Dich aussehen soll, verrät er nicht. Denn eigentlich sei er Pizzabäcker, sagt Mo. Und täglich, pünktlich zum Abendessen, schaut Abdul vorbei, ein Polizist im Dienste der syrischen Regierung, der die Rebellen mit Informationen versorgt. Eigentlich mag ich Besuch. Aber jeder von ihnen hat das dringende Bedürfnis, dem deutschen Besucher eine seltsame Faszination für Adolf Hitler mitzuteilen: Adolf Hitler, strong man. Adolf Hitler, very good man. Ah, Germany! Adolf Hitler. Do you like Adolf Hitler?

Anfangs zeige ich noch demonstrative Gelassenheit, diskutiere, versuche, zu überzeugen. Nein, nein. Hitler bad man. Very bad. Leider spreche ich kein Arabisch, unser Gespräch holpert dahin; ich vergleiche Hitler mit Baschar al-Assad, was ein bisschen Wirkung zeigt, aber nie lange anhält. Hitler not good?, fragen sie dann mit enttäuschten Gesichtern. Ein Bärtiger, der uns besucht und den ich noch nie gesehen habe, lässt mich meine Beherrschung verlieren: „Salam Aleikum, magst Du Adolf H....“ Ich lasse ihn nicht ausreden, verstoße stattdessen gegen sämtliche Gebote syrischer Gastfreundschaft. Meine Schimpftirade trifft, wie sich schnell herausstellt, den Falschen: Es ist mein Gastgeber, der Chef meiner Islamisten-WG, der Anführer der Rebellen dieser Gegend, der unbekannte Drahtzieher, der mich nach Syrien schleusen ließ, der mir kostenlos Autos zur Verfügung stellt, samt Leibwache und Übersetzer. Der einzige Mensch hier, den ich auf gar, gar keinen Fall anmotzen sollte. Ein gewisses Maß an Distanziertheit war das Mindeste, mit dem ich rechnete. Aber der Mann lächelt mich nur milde an und entschuldigt sich, dass er mich offensichtlich gekränkt habe. Als Wiedergutmachung will er mir seine Pistole schenken, zum Zeichen der Freundschaft. Und schon stecke ich im nächsten Dilemma. Immerhin war das Thema Adolf Hitler seitdem vom Tisch.

Eines Nachts, Amir und ich stehen rauchend in einer sternklaren Nacht, rauscht ein Feuerball am Himmel über unsere Köpfe hinweg. „Scud“, sagt Amir

trocken. Seit einigen Wochen setzt das Regime auch Scud-Raketen ein, um den Willen der Aufständischen zu brechen. Stehend ist diese Waffe so hoch wie ein Reihenhaus und kann ganze Wohnviertel zerstören. Die Abschussrampe der Raketen liegt nur ein paar Kilometer von meinem Versteck entfernt. Täglich fliegen sie in Richtung der befreiten Gebiete des Nordens; nach Aleppo, Azaz, Marea, Deir Ezzor, Idlib. Hunderte Menschen sind durch sie ums Leben gekommen.

Abends, wenn mal wieder der Strom und somit auch Facebook und Skype ausfällt, sitzen wir in Decken gehüllt um einen glühenden Ofen herum, trinken gesüßten Tee und führen lange Gespräche über den Krieg und die Zukunft Syriens. Auch hier höre ich immer wieder die Frage, die mir auf all meinen Reisen in Syrien gestellt wurde: Warum hilft uns niemand? Warum schaut die Welt dem Töten zu? Selbst Abu Ahmad, der Prediger, legt seinen Koran beiseite und beteiligt sich am Gespräch. Vielleicht, antworte ich, hat das mit dem schlechten Image zu tun, das die Rebellen haben, seitdem immer mehr Fanatiker nach Syrien einsickern, die eine Welt ohne Zwischentöne schaffen wollen und das Land aufteilen möchten in „halal“ und „haram“ – in erlaubt oder verboten, Freund oder Feind, Paradies oder Hölle. Radikale Islamisten und Salafisten, die aus Saudi Arabien, Ägypten oder Katar einsickern, auch aus Deutschland, England oder Australien, um in Syrien einen Heiligen Krieg zu führen. Viele von ihnen haben sich zur al-Nusra-Front vereinigt, der verlängerte Arm der irakischen Al-Qaida. „Nusra“ – das heißt eigentlich Rettung, Beistand. Aber die al-Nusra-Krieger verachten jeden, der den Islam anders interpretiert als sie.

Die Realität sieht düster aus. Syrien ist längst zum Spielball im großen Armdrücken verschiedener Interessen geworden: Ein Stellvertreterkrieg zwischen Russland, China, Iran und der libanesischen Hisbollah auf der einen Seite, Europa, die USA, Katar, die Türkei auf der anderen. Das vom tatenlos zusehenden Westen entstandene Vakuum füllen die Radikalen, die neben Waffen auch Brot und Geld im Gepäck haben, und so der verarmten und schlecht ausgerüsteten FSA den Rang ablaufen. Heute weht in Städten wie Aleppo, Idlib oder Raqqa nicht mehr die säkulare Fahne der Rebellenarmee, sondern die schwarze Flagge der Islamisten mit dem islamischen Glaubensbekenntnis. In den befreiten Gebieten des Nordens sichern Jabhat al-Nusra oder Ahrar al-Scham inzwischen fast die komplette Grundversorgung

der Bevölkerung, verteilen Essen, Medikamente, Decken, Heizöl – und drücken nebenbei den Menschen ihre Weltsicht auf, ob sie wollen oder nicht. Erst Anfang Juni ermordeten ausländische Extremisten einen 15-jährigen Jungen in Aleppo. Sein Vergehen: Er soll den Propheten Mohammed beleidigt haben. Das Urteil wurde sofort vollstreckt: Mehrere Schüsse in den Kopf – mitten auf einer Straße und vor den Augen der Eltern des Jungen. Gut und Böse verwischen in diesem Krieg. Assad bekommt Hilfe vom Iran und der libanesischen Hisbollah, die Extremisten von Katar und islamischen Wohlfahrtsorganisationen. Nur diejenigen, die demokratischen Werten am nächsten stehen und die Revolution vor über zwei Jahren für mehr Gleichheit und Rechte begonnen haben, werden nicht unterstützt und geraten zwischen die Fronten.

„Ja, wir sind Islamisten weil wir an den Islam glauben. Aber wir lehnen den Islam der Extremisten ab! Das sind Verrückte“, sagt Abu Ahmad. Und schiebt nach einem Moment hinterher: „Doch sie sind auch die einzigen, die uns helfen.“
Zustimmendes Nicken. „Ich will ein Syrien, in dem Alle gemeinsam friedlich leben, Sunniten, Schiiten, Alawiten, Kurden, Drusen, Christen. Und wir wollen Assad nicht gegen eine andere Diktatur eintauschen. Dafür haben wir nicht die Revolution begonnen“, sagt Amir. „Allahu akbar!“, murmeln Mohammed eins, zwei und drei.

Gott ist groß. Fußball ist manchmal größer. Eines Nachmittags steht Amir aufgeregt im Zimmer. Mir ist längst das Zeitgefühl verlorengegangen. Er trägt ein Barcelona-Trikot. Selbst ein Muhammad hat seine Galabija gegen ein Madrid-Trikot getauscht. Es ist Dienstag. Championsleague, Rückspiel des Viertelfinals. „Magst du Fußball?“ fragt er. Ich nicke. „Toll“, ruft Amir und klatscht in die Hände. „Real oder Barcelona?“, fragt er. „Bayern und ausnahmsweise Dortmund“, sage ich. Amir wirkt enttäuscht. „Na gut, dann schauen wir eben heute Dortmund und morgen Bayern. Du bist unser Gast.“

Den ganzen Nachmittag herrscht rege Betriebsamkeit. Amir muss den Besitzer eines Fernsehers überreden, Dortmund statt Madrid zu zeigen und Paywall für einen Bezahlsender hacken. Einen Generator brauchen wir auch. Den finden wir in einem Nachbardorf. Allerdings gäbe es da ein kleines Problem, sagt Amir. Wir müssten auf Schleichwegen einen Checkpoint der Armee umfahren. „Mafi musckillah“, sagt Muhammad eins. Kein Problem. Na dann. „Allahu akbar“, ruft der Rest, dann

quetschen sich fünf Männer in Fußball-Trikots, bewaffnet mit Kalaschnikovs und Koran in das Auto. Als ich mit meiner schusssicheren Weste dazukomme, klopfen sich die Fünf vor Lachen auf die Schenkel und zeigen mit dem Finger zum Himmel. Allah wird Dich schützen, heißt das. Dann brausen wir ohne Licht in die Nacht.

Zwanzig Minuten später sitzen wir im Wohnzimmer eines befreundeten Rebellen-Kommandeurs. Das ist vollgepackt mit Kette rauchenden Malaga Fans. An der Wand hängt die Fahne der Revolution: grün, weiß und schwarz, mit drei Sternen. Statt Bier gibt es Tee, statt Pizza Pistazien, religiöser Singsang statt Olé Olé. Auf Matratzen liegen ein paar verwundete Kämpfer. Einer hebt sein Hemd und zeigt stolz eine Wunde, die ihm die Kugel eines Scharfschützen zugefügt hat, glatter Durchschuss. In der Halbzeit wird gebetet und jedes Tor wird mit einem Allahu Akbar begrüßt.

Dortmund gewinnt in letzter Sekunde mit Drei zu zwei und am nächsten Morgen nimmt mich Amir mit auf den Berg. Dort kreist dieser Hubschrauber über uns wie ein wütendes Insekt.

Ich stehe starr wie ein Grabstein auf dem Gipfel des Berges, den Kopf in den Nacken gelegt. Luftangriffe und Artilleriebeschuss drohen ständig in Syrien. Es kann immer und überall geschehen. Mal liegt die Front vor einem, dann dahinter, am nächsten Tag links oder rechts. Anscheinend kundschaftet der Pilot nur die Gegend aus, zieht über uns seine Kreise, sackt tiefer, beobachtet uns. Wir sind wandelnde Zielscheiben und nirgendwo auf diesem verdammten Berg ein Baum oder ein Fels hinter dem wir uns verstecken könnten. Amir und Muhammad stört das alles nicht. Sie hüpfen im Kreis, preisen Allah und zielen mit ihren Gewehren auf den Hubschrauber, der langsam davon fliegt und rufen hinterher, dass Assad ein Esel sei.

„Hört auf mit dem Scheiß“, rufe ich genervt und ziehe meine schusssichere Weste über.

„Hast du Angst, Sahafi?“, fragt Amir.

„Ja, verdammt.“

„Brauchst du nicht. Allah wird dich beschützen oder wir kommen zusammen als Märtyrer ins Paradies“.

Ich erinnere ihn daran, dass ich kein Muslim bin, auch heute Abend gerne wieder Fußball sehen würde und dass mein Paradies ein sehr weltliches ist.

Amir hat ein Einsehen und wir fahren zurück nach Horsh Arab, er will eine befreundete Familie besuchen, und während wir im Vorgarten sitzen und Kaffee trinken, schlägt die erste Granate ein. Mit einem Pfeifen durchschneidet sie die Luft, explodiert ganz nah. Dann noch eine, und noch eine. Ich schüttele vor Schreck den Kaffee über meine Hose, Frauen mit weit aufgerissenen Augen laufen aus ihren Häusern, schleifen weinende Kinder hinter sich her und suchen Schutz in Kellergewölben oder in der Moschee. Das hehre Ziel, als Märtyrer direkt ins Paradies katapultiert zu werden, verschwindet beim Geräusch heranpfeifender Granaten und erweckt selbst in Amir den Reflex sich am Leben festzukrallen. „Allah“, ruft Amir und wir stürzen panisch in den Frisörladen gegenüber. Dort quetsche ich mich mit drei anderen Männern in die winzige Toilette, während draußen die Welt unterzugehen scheint. Die Einschläge kommen näher, in immer kürzeren Abständen. Eine Granate trifft ein Nachbarhaus, Staubwolken und Gesteinssplitter dringen durch die offene Tür herein. Wir husten, klammern uns aneinander, zucken bei jeder Detonation zusammen. Pfeifen. Bumm. Pfeifen. Bumm. Fünf, sechs, sieben Granaten, keine zwanzig Meter von uns entfernt. Die Wände des Barbiers zittern, meine Knie auch. Sonderbare Gedanken rasen durch mein Hirn: Wegrennen oder bleiben? Ist der sicherste Ort vielleicht hier, wo eben ein Geschoss einschlug? Oder kommt die nächste Granate genau an der Stelle herunter wie die letzte? Aberwitzige Momente, erfüllt mit der Angst, diesen Tag nicht zu überleben.

Plötzlich ist es still. Amirs Hand kommt wie aus dem Nichts, packt mich am Arm, zieht mich aus der Toilette zum Auto. Schnell weg. Wir rasen aus der Stadt und hinter uns hören wir das erneute Bombardement von Horsh Arab durch die syrische Armee. Wir verstecken uns in einem Geräteschuppen auf einem Feld außerhalb der Stadt. Eine Stunde dauert der Beschuss. Wie durch ein Wunder wird niemand verletzt oder getötet. „Al-Hamdu li-lah“, sagt Amir und schickt ein Stoßgebet zum Himmel.

Am Abend putzen die Bayern Barcelona weg. Nach der Übertragung zappt Amir noch auf die Nachrichten des syrischen Staatsfernsehens. Gruselige Bilder von verstümmelten und toten Menschen, meist junge Männer, manche haben die Hände auf den Rücken gefesselt. Zerstörte Häuser. Jubelnde Soldaten. Während eine Stimme aus dem Off erzählt, dass die glorreiche syrische Armee heute in Horsh Arab viele Terroristen getötet habe. Dann geht dem Generator der Sprit aus. Zwei Tage später breche ich meine Reise ab. Gerüchte, dass Hisbollah Kämpfer aus dem Libanon in den Krieg eingreifen machen die Runde. Von Straßensperren ist die Rede – und dass der Rückweg versperrt sein könnte, wenn ich länger warte. Ich haue ab. Besser so.